

SL II-13472

821.112.2-3

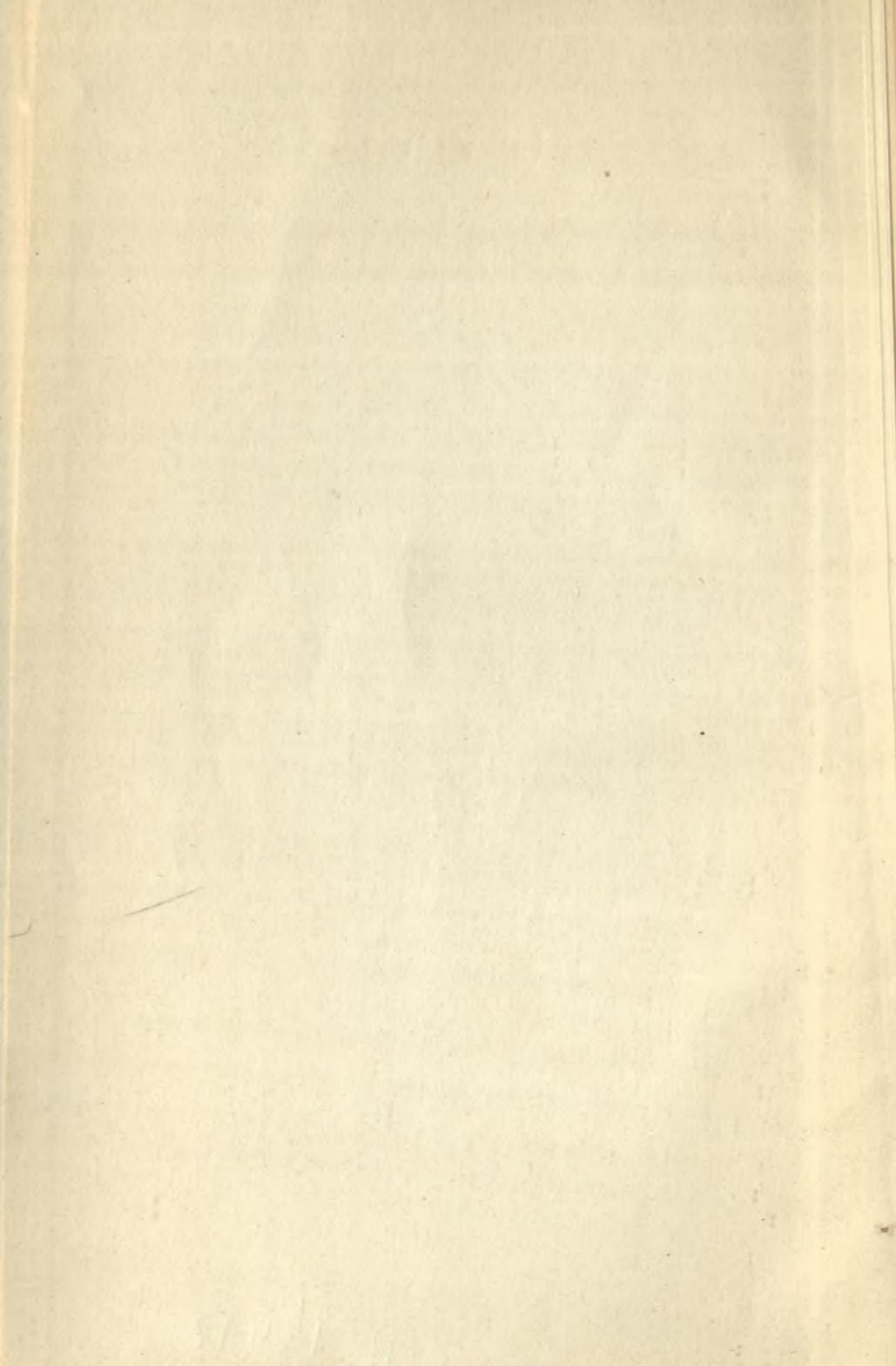
Volksmärchen
aus Siebenbürgen

.JUD.

71

13472

11-13472



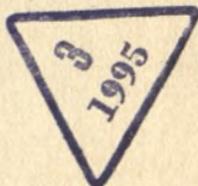
VOLKS Volksmärchen aus Siebenbürgen



541071I

BIBLIOTECA JUDEȚEANĂ
— CLUJ —
SALA DE LECTURĂ

541.071

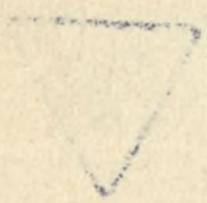


Eugen Diederichs Verlag Jena

830 (498.4) - 34

Deutsche Reihe Bd. 84

398.2 (498.4)



1. bis 10. Tausend
Druck der Spamer A. & G. in Leipzig. 1939

Volksmärchen aus Siebenbürgen

Dorwort

In der Staufenzzeit zogen viele Deutsche — gerufen, um den Erdteil vor den Gefahren des Ostens zu sichern — nach Siebenbürgen und trozten tausend Feinden bis zum heutigen Tag. Dörfer und machtvolle Städte wuchsen aus ihrer Faust, Burgen und Saaten zeugen für ihre Kraft, aber all dies wäre nie entstanden, hätte sich die lebendige Fülle ihres Volkstums, die Nährquelle solcher Bewährung, in den Jahrhunderten einer oft unsäglichen Not nicht wunderbar und sprudelnd erhalten. Aus diesem Brunnen der Tiefe traten auch die deutschen Märchen Siebenbürgens ans Licht.

Vieles davon, was die Bauern im Karpatenland erzählen und was wir Kinder jener Flur von der Mutter vernahmen, wurde vor mehr als dreivierteltausend Jahren bei der weiten Ostfahrt mitgebracht und treulich in schöpferischer Umdichtung von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Aber auch das schon in der neuen Heimat Erträumte gehört zur Seelenernte desselben Blutes, das rein wie in binnendeutschen Gebieten die Adern der Brüder durchströmt. Hier wie dort leben in den ursprünglichsten Erzählungen des Volks die gleichen Gestalten, das Aschenputtel und der dritte verkannte Sohn des Hauses, den alle verspotten und der die Königstochter doch erringt, der Geizhals und die Drachen, der dumme Teufel und die sprechenden Tiere. Es ist der gleiche schwankhafte Geist, der die lustigen Mären erhellt, der gleiche mystische Kern, der in den legendenhaften Erzählungen liegt, der gleiche rechtliche Sinn, der selbst den Bösewicht zwingt, ein gegebenes Versprechen zu halten, und

schließlich dieselbe Einfalt, die in den Kindermärchen wirklich ins Kinderherz führt.

Einen Schimmer ferner Östlichkeit allerdings mögen Deutsche des Mutterlandes bei diesen Märchen wahrnehmen, wenn zwischen die vertrauten Gestalten Rumänen, Ungarn und Zigeuner von der völkerbunten siebenbürgischen Erde treten oder der Pope, der Kantor und der Burghüter der Kirchentastelle. Auch der besondere Reichtum an Tiermärchen gehört wesentlich zu einer Landschaft, in der noch heute Bär und Wolf hausen.

Wilhelm und Jakob Grimm begrüßten die erste Sammlung dieser Märchen, die in der Mitte des letzten Jahrhunderts von Josef Haltrich herausgegeben wurde, als eine wertvolle Zugabe zum Märchenschatz der Deutschen, und wir können hinzufügen, daß damit in den Kranz unserer Volkserzählungen eine Blume geflochten worden ist, die in ihrer Eigenart nur dort sprießt, wo das Deutsche seines Wesens im nahen Spiegel fremden Menschentums doppelt bewußt wird.

Wenn nun in diesem Büchlein an viele Leser eine Auswahl siebenbürgischer Märchen in der Bearbeitung von Paul Zaunert herantritt, so möge sie als eine Kinderschar aufgenommen werden, die nach langer Wanderung an den Schuhen doch bloß Heimaterde aus der Fremde mitbringt, denn wo sie aufwuchs und schritt, ist der Boden zum Acker der Mütter und Väter geworden, dort liegen unserer aller Ahnen ebenso wie am Rhein und schaukeln Wiegen unsere Zukunft nicht weniger heilig.

Heinrich Zillich

Der Knabe und die Schlange

Es war einmal eine arme, arme Frau, die hatte einen Knaben und suchte durch Spinnen so viel zu verdienen, daß sie leben konnten; was sie aber zu Hause spann, das trug der Knabe zum Verkauf. Einmal hatte er einen ganzen Groschen eingelöst und ging fröhlich nach Hause; da sah er unterwegs, wie ein paar Knaben eine junge Schlange quälten. Das erbarmte ihn, und er sprach: „Gebt ihr mir das Tier um einen Groschen?“ Sie waren es zufrieden. Da nahm der Knabe die Schlange und trug sie nach Hause und sprach: „Sieh, Mutter, was ich für den Erlös gekauft habe!“ Die Mutter aber schüttelte den Kopf und sprach: „O du törichtes Junge, wie hast du um das giftige Tier einen Groschen geben können!“ „Laß es nur gut sein, Mutter, die wird mir gewißlich einmal danken!“ Er pflegte sie nun sehr gut und gab ihr von allem, was er aß und trank, und sie wuchs allmählich zu einer mächtigen Schlange heran. Als sie nun groß genug und ausgewachsen war, sprach sie eines Tages zum Knaben: „Wisse, ich bin die einzige Tochter des großen Schlangenkönigs; sitze nun auf meinen Rücken; ich will in meine Heimat ziehen und dich mitnehmen, und mein Vater wird dir's vergelten, was du an mir getan hast!“ Der Knabe setzte sich auf die Schlange, und in kurzer Zeit waren sie weit, weit weg in einem großen Wald. Da sprach die Schlange: „Krieche hier auf den höchsten Baum!“ Kaum war es geschehen, so pfiff sie dreimal so gewaltig, daß der scharfe Ton den Knaben durchging, als sei er mit einer langen Nadel durchstoßen worden. Auf einmal wimmelten und krümmelten von allen Seiten eine Menge Schlangen herzu und waren froh, daß die verlorene Königstochter wieder da war, und sie schmiegen und neigten sich vor ihr.

Endlich kam auch ihr Vater, der Schlangenkönig; er war größer als die andern Schlangen und hatte eine Krone auf, daraus strahlte ein großer Karfunkelstein. Er hatte eine große Freude, als er seine Tochter sah; sie mußte ihm erzählen, wie es ihr ergangen sei; und als er hörte, wie die Knaben sie gefangen und gequält und endlich ein guter Junge sie gekauft und dann gut gepflegt habe, da fragte der König, wo der gute Junge zu finden sei; er möchte ihm die Wohlthat vergelten. „Wenn du mir versprichst, daß du ihm nichts tun und ihm das schenken willst, was er sich wünscht, so will ich ihn herbeiholen!“ „Ja, das soll geschehen!“ sprach der Schlangenkönig. Da rief die Schlange den Knaben vom Baum herunter. Er kam voll Furcht; denn die Schlangen züngelten und zischelten von allen Seiten nach ihm; aber sie durften ihm nichts tun. „Nun“, sprach der Schlangenkönig, „wünsche dir etwas, Junge, weil du so gut für meine Tochter gesorgt hast!“ Die hatte aber dem Knaben auf der Herreise gesagt, er solle nur das weiße Sonnenroß ihres Vaters mit den acht Füßen verlangen und den Karfunkelstein aus der Krone. So tat er jetzt. Aber der Schlangenkönig wollte nicht und sprach: „Ich gebe dir jedes andere von meinen Pferden und große Schätze dazu; nur mein weißes Sonnenroß und den Karfunkelstein kann ich dir nicht geben!“ Doch der Knabe war nicht davon abzubringen. Da wurde der Schlangenkönig zornig: „Lieber will ich dich gleich verschlingen, als daß ich mein kostbarstes Gut dir geben sollte!“ und wie er's gesagt, hatte er den Jungen auch schon verschluckt. Nun aber fing die junge Königsschlange an zu jammern und zu klagen: „Wehe mir, wäre ich doch lieber nie mehr gekommen, um nicht zu sehen, wie undankbar mein Vater ist und wie er sein Wort nicht hält!“ Als dies der Alte hörte und seine Tochter nicht trösten konnte, spie er auf einmal den Jungen wieder aus. Aber der sah jetzt nicht mehr aus wie ein armer Junge, sondern er war groß und schön wie ein Königssohn.

Der Schlangenkönig brach den Karfunkelstein aus seiner Krone, gab ihn dem Knaben und sprach: „Du sollst auch mein Roß gleich haben!“ und ließ das weiße Sonnenroß herbeiführen, setzte den Jungen darauf und sprach: „Reite nun in die Welt, und wenn du etwas Schweres zu verrichten hast, sage es nur deinem Roß, das wird dir immer durchhelfen; wenn es aber Nacht ist, so nimm nur den Karfunkel hervor und füge ihn dem Roß an die Stirn, so wirst du vor dir immer Tag haben!“

Damit ritt der Junge fort, und bald waren sie aus dem Schlangenreiche hinaus; denn das Roß lief schneller als der Morgenwind und sprang immer von einer Bergspitze zur andern. Er hatte aber immerfort Tag; denn wenn die Nacht herankam, nahm er den Karfunkelstein hervor, und der strahlte wie die Sonne. Er kam endlich in ein Land, wo ein reicher und stolzer König herrschte. Eben wurde es Tag, da verbarg er den Karfunkelstein und zog an den Hof und sprach, er möchte dem König dienen, wenn er sein Roß auch in dem königlichen Stall halten dürfe. Das gewährte man ihm gern. Der König aber war ein großer Jäger und war alle Tage auf der Jagd; wer nun von seinen Dienern das meiste Wild erlegte, der war ihm der liebste. In kurzer Zeit war das der junge Knecht; denn wenn er auf seinem weißen Sonnenroß jagte, so konnte ihm kein Wild, weder Hirsch, noch Wolf, noch Bär und Eber, entgehen. Der König nahm nun den andern Knechten von ihrem Lohn und gab alles seinem Liebling. Das wurmte diese, und sie gingen darauf aus, ihn zu verderben.

Es war aber am Ende einer Wüste in hohem Schilfrohr eine wilde Kräme¹ mit goldenen Borsten und hatte zwölf Ferkel. Schon viele, die sie hatten erjagen wollen, waren elend dabei umgekommen. Der König wußte auch davon und hätte die Kräme wohl gern gehabt; doch wagte er selbst nicht, sie zu erjagen. Nun kamen die falschen und neidischen Knechte

¹ Kräme: Sau.

vor den König und sprach: „Herr, dein Knecht hat sich gerühmt, es sei ihm ein Leichtes, die wilde Kräme mit den goldenen Borsten samt ihren zwölf Ferkeln zu fangen!“ Da ließ ihn der König sogleich vor sich rufen und sagte ihm, was er gehört hätte; allein der Knecht beteuerte, er wisse nichts davon. Der König aber ließ sich nicht davon abbringen und sprach: „Wenn morgen früh die Kräme mit den goldenen Borsten samt ihren zwölf Ferkeln nicht in meinem Schloßhof herumläuft, so lasse ich dir das Haupt abschlagen!“ Da wurde der Junge sehr traurig, ging in den Stall und klagte seinem Roß. „Fasse nur Mut!“ rief es, „ich will dir dazu verhelfen; gehe gleich zum König und verlange von ihm einen großen langen Sack auf zwanzig Kübel und lasse den inwendig mit Pech bestreichen.“

Als das geschehen war, nahm der Knabe den Sack und setzte sich auf sein Roß, und das trug ihn über die Sandwüste zum Schilf; hier stellte er, wie sein Roß ihm gesagt, den Sack offen hin, stand selbst daneben, und das Pferd fing an zu wiehern. Da knisterte und regte sich auf einmal das Schilfrohr. Als die Kräme aus der Ferne das Roß und den Reiter erblickte, stand sie ein wenig stille, machte wilde Augen, schraubte fürchterlich Ro! ro! und rannte wie der Blitz auf die beiden los. In der blinden Wut aber sah sie nichts und lief gerade in den Sack hinein, und die Ferkel folgten ihr gleich nach. Der Junge band den Sack schnell zu und legte ihn auf das Roß und ritt heim. Im Burghof band er den Sack auf, und die Kräme mit ihren Ferkeln lief heraus und rannte hin und her, aber sie konnte die eisernen Burgtore nicht durchsprengen. Als am Morgen der König erwachte, sah er den gewaltigen Glanz an den Schloßfenstern und hörte auch das fürchterliche Grunzen; da hatte er große Freude, als er die Kräme mit den Goldborsten und ihren zwölf Ferkeln sah, und sein Knecht war ihm um so lieber, und er mußte mit ihm an einem Tische essen.

Allein das verdroß die andern Knechte nun noch mehr; sie

erfannen einen neuen Plan, ihn zu verderben; sie kamen zum König und sprachen: „Dein Knecht hat sich gerühmt, es sei ihm ein Leichtes, dir die schöne Königstochter mit den goldenen Zöpfen zu verschaffen.“ Die aber wohnte weit überm Meer; ihre Schönheit hatte schon viele stolze Freier hingelockt; doch hatte sie alle fortgewiesen, denn sie wollte immer ohne Gemahl bleiben. Der König ließ seinen Knecht sogleich vor sich rufen und sagte ihm, was er gehört hatte. Der beteuerte zwar, er wisse nichts davon; doch der König bestand darauf und sagte: „Wenn sie in drei Tagen nicht hier zur Stelle ist, so lasse ich dir das Haupt abschlagen!“ Nun wurde der Junge wieder ganz traurig, ging in den Stall und klagte seinem Roß. Das Sonnenroß tröstete ihn und sprach: „Ich will dir dazu verhelfen; geh nur zum König und sage ihm: er solle ein Schiff bauen lassen und das Schönste und Beste, was er habe, hineinlegen.“ Das geschah; viele Kostbarkeiten wurden ins Schiff gebracht; aber das Schönste war ein Bett, desgleichen man noch nie gesehen hatte. Der Knabe nahm sein Roß aufs Schiff und zog ab.

Als er an dem Lande der schönen Königstochter angekommen war, fuhr er in die Nähe des Palastes und öffnete das Schiff nach allen Seiten und fügte den Karfunkelstein an die Seite, daß es strahlte und man die schönen Sachen weithin sehen konnte. Die schöne Königstochter trat auch ans Schloßfenster und sah die Pracht; sie schickte gleich ihre Mägde hin, sie sollten das Kostbarste und vor allem das Bett mit dem Karfunkelstein kaufen. Aber der Junge war von seinem Roß schon belehrt worden und ließ sagen, das Bett sei sehr groß und könne sehr schwer hin und her getragen werden, die Königin möge selbst kommen und erst versuchen, ob es für sie gut sei; dann möge sie auch die andern Sachen im Schiffe ansehen; vielleicht gefalle ihr mehreres. Die Königin erschien sofort in ihren prächtigsten Gewändern auf dem Schiff, sah die vielen Sachen, legte sich zuletzt auf das schöne Bett,

um es zu versuchen; es war aber gerade gut. Wie sie nun vieles gekauft hatte und heimkehren wollte, sah sie auf einmal, daß sie weit weg war vom Lande. Denn während sie die schönen Sachen ansah, hatte man das Schiff ganz sanft vom Lande gestoßen, und ohne daß sie es gemerkt hatte, war sie immer weiter fortgeführt worden. Da wurde sie zornig und sprach, das sei Verrat und sie wolle sich schon rächen. Der Junge sagte, sie möge nicht böse sein, denn sie würde die Gemahlin eines großen Königs werden. „Das wird nie und nimmer geschehen!“ rief sie trotzig. Als sie an dem Hofe anlangten, eilte ihnen der König entgegen und war von ihrer Schönheit über die Maßen entzückt, so daß er zu seinem Knecht sprach: „Oh, das kann ich dir nicht genug vergelten!“ Er bot der Königsjungfrau sogleich seine Hand an. Sie aber erwiderte mit finsternem Blick: nein, nie und nimmermehr wolle sie das tun, bis er nicht ihre Stuten samt dem Fohlenhengst hergebracht hätte. Sie gedachte sich aber dadurch frei zu machen; denn sie wollte keinen Gemahl, und sie glaubte, das werde dem König nicht gelingen. Die Stuten waren auf einer großen unterseeischen Wiese, allein von einem Fohlenhengst bewacht, der schnaubte Feuer und war so stark, daß man glaubte, es gebe nichts Stärkeres, das ihn bewältigen könne.

Da ging der König zu seinem Knecht und sprach: „Hast du mir die Königsjungfrau gebracht, so mußt du mir auch ihre Stuten samt dem Fohlenhengst bringen!“ Der Knecht hat und entschuldigte sich, das werde nicht gehen; aber der König sprach: „Geschieht es bis morgen um diese Zeit nicht, so hast du dein Haupt verloren!“ Da fing der Knecht an zu klagen, das sei doch großer Undank für so treue Dienste, und erzählte es seinem Roß. „Geh gleich zum König!“ tröstete ihn das Sonnenroß, „und laß mir einen Mantel aus sieben Büffelhäuten machen.“ Als das geschehen war, ritt der Knabe an das Ufer der See und ließ, so wie ihm sein Roß sagte, eine große Erdhöhle graben, so daß er sich und sein Roß

darin wohl verbergen könnte. Dann fing das weiße Sonnenroß laut an zu wiehern und lief darauf mit dem Jungen in die Höhle. Als der Fohlenhengst das Gewieher hörte, spitzte er die Ohren, glaubte Gefahr zu merken und lief im Sturm nach der Richtung, woher das Wiehern gekommen war; allein als er ans Ufer kam und hier nichts sah, rannte er zurück. Nun wieherte das Sonnenroß zum zweitenmal und versteckte sich gleich wieder. Der Fohlenhengst kam abermals im Sturm herangelaufen, sah sich um, und wie er nichts merkte, kehrte er um. Jetzt wieherte das Sonnenroß zum drittenmal und blieb nun auf der Stelle stehen und erwartete mit Kampfbegier den Fohlenhengst. Der stürmte feuerschnaubend heran und fiel über das Sonnenroß her, und beide bißen sich nun so, daß das Blut in Strömen floß, aber keines gab nach; der Meerhengst war zwar noch immer trotzig und biß dem Sonnenroß allmählich alle sieben Büffelhäute durch, aber da war er auch von dem wilden Kampfe und dem dreimaligen Laufe ganz müde; das Sonnenroß hatte aber noch seine eigenen Kräfte ganz und biß den Fohlenhengst noch einmal, so daß er niederfiel und sich ergab. Da kam der Junge herbei und legte ihm den Zaum an, und jetzt ging er geduldig neben dem Sonnenroß, und alle Stuten folgten von selbst ihrem Hüter.

Als sie an den Hof gelangten, freute sich der König sehr und sprach zum Knaben: „Jetzt will ich nichts mehr von dir verlangen!“, und kam zur Königsjungfrau und sagte: „Die Stuten und der Hengst sind im Hof, nun wirst du wohl nicht länger zaudern und meine Gemahlin werden!“ Aber sie sprach wieder trotzig: „Noch nicht; erst melke die Stuten und bade in der siedenden Milch, daß du so weiß wirst, wie ich bin!“ Sie hoffte aber, das werde er nicht können. Da kam der König nochmals zu seinem Knecht und sprach: „Höre, du mußt mir noch die Stuten melken!“ „O König, habe ich nicht genug für dich getan, und hast du mich nicht selbst freigesprochen?“ „Was ich dir befehle, mußt du tun; geschieht

es nicht, so lasse ich dir das Haupt abschlagen!" Da ging der Knecht traurig in den Stall und klagte es seinem Roß; das tröstete ihn und sprach: „Führe mich nur gleich in den Hof.“ Als das geschehen war, blies es einmal aus seinem linken Nasenloche, und es wurde gleich so frostig kalt, daß die Rosse der Jungfrau im Kot, in dem sie standen, einfroren; so ließen sich alle Stuten leicht melken. Nun wurde die Milch in einen großen Kessel geschüttet und zum Sieden gebracht. Als sie hoch aufbrodelte, rief die stolze Königsjungfrau: „Nun, König, jetzt steige hinein und bade.“ Da fürchtete er aber, er werde sogleich in dem siedenden Qualm ersticken. Er ließ wieder seinen Knecht herkommen und sprach: „Gleich steige hinein und bade da, daß ich sehe, wie es ist!“ Da war es dem Jungen nicht recht, und er sagte: „O König, du verlangst Unbilliges von mir, stehe ab!“ Da drohte der König: „Tußt du es nicht, so lasse ich dir das Haupt abschlagen!“

Nun ging der Junge traurig in den Stall und klagte es seinem Roß. „Führe mich nur zum Kessel, dann fürchte dich nicht und steige nur getrost hinein.“ So tat der Junge. Als er sich nun entkleidet hatte und hineinstieg, blies das Roß aus dem linken Nasenloch so viel Frost hinein, daß die Milch lauwarm wurde. „O wie prächtig ist es!“ rief der Junge und wurde zusehends weiß, daß es eine Herrlichkeit war, ihn anzusehen. Da rief der König: „Heraus, schnell!“ denn er fürchtete, der Knecht werde zu schön werden, und sprang darauf selbst hinein. Kaum war aber der Junge heraus, so blies das Sonnenroß aus dem rechten Nasenloch solche Glut in den Kessel, daß die Milch gleich wieder aufbrodelte und der König im Nu darin verschwand und zerkocht war, daß man gar nichts mehr von ihm als die weißen Knochen fand. Jetzt trat der Junge vor die stolze Königsjungfrau und sprach: „Ich bin der Mann, dem das Sonnenroß und der Karfunkelstein gehören, der die Kräm mit den Goldborsten samt ihren zwölf Serkeln eingefangen, der dich hierhergebracht

hat und die Stuten gemolken und in der siedenden Milch gebadet, willst du mich zum Gemahl?" Er war aber jetzt so schön und gewaltig von Gestalt, daß die stolze Jungfrau rief: „Ja, dich und keinen andern will ich haben!“ So wurde der Junge Gemahl der schönen Königsjungfrau mit den goldenen Zöpfen und war jetzt auch Herr und König des Reiches, das sein undankbarer Gebieter besessen hatte. Die falschen Diener aber, welche die gerechte Strafe fürchteten, waren bei Zeit geflohen. Was mit dem Sonnenroß, dem Fohlenhengst und den Stuten weiter geschehen, weiß niemand zu sagen; aber der junge König und die schöne Königin lebten noch lange glücklich und leben bis auf den heutigen Tag, wenn sie nicht gestorben sind.

Der Erbsenfinder

Es war einmal ein Junge, der fand eine Erbse und war über alle Maßen froh. „Was für ein glücklicher Mensch bist du doch!“ sprach er bei sich selbst, „nun wirst du keine Not leiden; denn jetzt säest du die Erbse, über ein Jahr bekommst du davon eine Maß, über zwei Jahre einen Kübel, über drei Jahre hundert Kübel, über vier Jahre tausend Kübel und so immer mehr!“ Aber da fiel ihm noch gerade zur rechten Zeit ein, daß er nichts habe, wo er sie hineinschütten solle. „Du willst gleich zum König gehen“, sprach er bei sich, „und tausend Säcke zu leihen nehmen.“ Wie er nun hinging und den König darum bat, fragte der: „Wozu brauchst du denn so viele Säcke?“ „Für meine Erbsen!“ sprach der Junge. „Ja, ich habe nicht soviel“, sagte der König, „aber bleibe nur hier bis morgen!“

Der König aber hatte eine schöne Tochter, die wollte er gerne reich verheiraten. „Der wäre mir gerade recht!“ dachte der König bei sich, „denn wenn er so viele Erbsen hat, was muß er erst anderes haben!“ Er ließ ihm jedoch die Nacht nur ein Strohlager machen, um ihn zu prüfen, ob er wirk-

lich reich sei; rausche das Stroh nämlich und könne er nicht darauf liegen, so sei das ein rechtes Zeichen, daß er nicht arm sei. Da mußten nun ein paar Mägde an der Tür laustern. Kaum hatte sich der Junge niedergelegt, so verlor er seine Erbse im Stroh. Da wurde er voller Sorge und fing gleich an zu suchen und das Stroh auseinander zu werfen, so daß es laut rauschte. Nun liefen die Mägde gleich zum Könige und brachten ihm die erwünschte Botschaft. Der war sehr froh und am frühen Morgen kam er gleich zum Jungen und sagte, wenn er nichts dawider hätte, so wolle er ihm seine Tochter zur Frau geben, denn er sehe ja wohl, daß er ein sehr reicher Herr sei. „Dagegen habe ich ganz und gar nichts!“ sprach der Junge, „eine Königstochter“, dachte er bei sich, „und zumal wenn sie so schön ist, bietet man einem nicht alle Tage an“, und so feierte er noch an demselben Tage mit ihr die Hochzeit und war ganz vergnügt und glücklich. Am folgenden Morgen ließ aber der König anspannen und sprach: „So, nun möchte ich gerne dein Schloß sehen, ziehen wir gleich hin!“ Da mußte sich der Junge mit seiner Frau, der Königstochter, und dem alten König in den Wagen setzen und zeigen, wovwärts man fahren sollte. Er zeigte ja nach einer Richtung, ohne daß er selbst recht wußte, wohin es gehe; es war ihm aber nicht wohl dabei, und er hatte keine Ruhe.

Als sie in einen Wald kamen, stieg er vom Wagen, als wolle er nur so auf die Seite; allein er wollte entlaufen und war nur voll Angst, daß ihn der König suchen und finden werde. Auf einmal stand der Teufel vor ihm und fragte ihn, warum er denn so ein Narr sei und die Königstochter im Stiche ließe? „Ja“, sprach er, „wie sollt' ich das nicht; der König, ihr Vater, will zu meinem Schlosse fahren, und ich habe doch keines!“ Da sagte der Teufel: „Ein Schloß sollst du haben und alles dazu und neun Schweine im Stall, doch unter einer Bedingung: nach sieben Jahren sollst du mir neun Fragen passend beantworten, und bleibst du mir auch

nur eine schuldig, so sollst du mir gehören.“ Der Junge bedachte sich nicht lange und willigte ein. Der Teufel führte ihn sofort auf eine lichte Stelle im Wald und zeigte ihm in der Ferne ein Schloß und sprach: „Ziehe nur dahin, das ist dein!“ Der Junge lief jetzt schnell wieder zum Wagen; der König und seine Tochter waren schon ungeduldig geworden, daß er so lange ausgewiesen; er ließ schnell weiter treiben, und bald waren sie im Schloß. Das gefiel dem alten König sehr, denn es war alles da, was man sich nur wünschen konnte. Nach einigen Tagen zog er heim und ließ das junge Paar für sich, und die lebten jetzt froh und vergnügt. So verging ein Jahr nach dem andern, bis die sieben Jahre bald um waren. Da wurde es dem Jungen angst, und er dachte mit Grauen an die neun Fragen. Als er so einmal in traurigen Gedanken auf dem Felde herumging, kam ein alter Mann zu ihm und fragte ihn, was ihm denn fehle? Er erzählte ihm von seiner Not. Da sagte der alte Mann: „Kümmere dich nicht, ich werde dir in jenem Augenblicke gute Gedanken eingeben, daß du keine Antwort schuldig bleibst!“

Kaum war die Zeit da, so stellte sich auch der Teufel ein und fing an zu fragen: „Was ist eins und ist viel wert?“

Da sprach der Junge: „Ein guter Brunnen auf dem Hof ist einem Wirten viel wert!“

Der Teufel war mit der Antwort zufrieden und fragte weiter:

„Was ist zwei und läßt sich schwer entbehren?“

„Wer zwei gesunde Augen hat, dem steht die Welt und der Himmel offen; wer sie verliert, dem werden beide verschlossen!“

Der Teufel ärgerte sich, daß auch diese Antwort passend war, und fragte fort:

„Was ist drei und läßt sich gut brauchen?“

„Wenn jemand eine gute dreihörnige Gabel hat, so kann er gut essen und Heu machen!“

Auch diese Antwort paßte; der Teufel kochte vor Zorn und fragte weiter:

„Was ist vier und ist sehr nützlich?“

„Wer vier starke Räder am Wagen und vier gute Pferde hat, kann weit fahren!“

„Was ist fünf und ist ein nützlich Ding?“ fragte der Teufel hastig fort.

„Wer fünf starke Ochsen hat, kann eine große Last auf-laden, denn wenn der vierte fällt, spannt er den fünften ein!“

„Was ist sechs und kann schon glücklich machen? Nur schnell, antworte!“

„Wer sechs Joch Acker besitzt, der hat ein gutes Einkommen und braucht nicht Betteln zu gehen!“

„Was ist sieben und ist was Gutes?“

„Wer sieben tüchtige Söhne hat, kann alle Arbeit im Jahre wohlbestellen und sich freuen!“

„Was ist acht und macht was Rechtes aus?“

„Acht Mädchen geben eine rechte Gesellschaft!“

Der Teufel war wütend, daß der Junge ihm alle Fragen so schnell und treffend beantwortet hatte.

„Nun warte!“ rief er, „du bist dennoch mein eigen, wenn du die neunte Frage mir schuldig bleibst.“

„Was ist neun und ist was Gutes?“

„Die neun Schweine im Stall sind was Gutes – nicht wahr? und die sind jetzt auch mein!“

Der Teufel zog fluchend ab, und der Junge hatte sich so ein Schloß und neun Schweine verschafft und lebte nun mit der schönen Königstochter bis an sein Ende im Frieden.

Aus dieser Geschichte aber kann sich jedermann ein Beispiel nehmen. Wer eine Erbse findet, soll sie nicht geringachten; denn wie leicht ist es möglich, daß er sich damit auch eine schöne Königstochter, ein Schloß und neun Schweine erwirbt!

Der Zigeuner und die drei Teufel

Unser Herr Christus wanderte mit Petrus und Johannes durch mancherlei Länder, um zu sehen, wie es in der Welt ginge. Da kamen sie eines Abends zu einem Zigeuner und baten um Herberge. Nur die Frau war zu Hause; der Mann war im Wirtshaus. „Ich möchte euch gern aufnehmen“, sprach die Zigeunerin, „aber mein Mann wird euch mißhandeln, wenn er nach Hause kommt!“ „Nu, es wird ja nicht so arg sein!“ sprach der Herr; „wir legen uns gleich in den Winkel zum Schlafen, und da wird er uns schwerlich gewahr werden!“ Jetzt wollte sie die Zigeunerin nicht abweisen, sie machte eine Streu, und die drei Wanderer legten sich: der Herr zunächst, Johannes in die Mitte, Petrus an die Wand. Als der Zigeuner schwer betrunken nach Hause kam, fing er an zu schelten und zu lärmen und auf seine Frau loszuschlagen: „Du glaubst, ich sei betrunken, du lügst!“ „Aber Mann, ich habe ja gar nichts gesagt!“ Indem erblickte er die drei auf dem Boden. „Ha, Schlange, wen hast du hier?“ „Es sind müde Wanderer!“ „Ei, zum Donner, konnten die nicht auf der Gasse schlafen?“ Da ließ er seine Frau und fing nun an, auf den ersten besten loszuschlagen, und das war Christus. Der Herr regte und rührte sich nicht. Als am Morgen die Wanderer dankten und fortgehen wollten, hatte der Zigeuner seinen Kausch verschlafen und bat um Verzeihung, daß er sie mißhandelt habe; er habe es nicht gern getan, allein wenn er lustig sei, müsse er jemanden schlagen. Der Herr sprach sanftmütig: „Schon gut, kein Mensch ist ja ohne Fehler!“ Damit gingen sie fort.

Nach einem Jahr aber kehrte der Herr mit den beiden Jüngern wieder da ein. Der Zigeuner war auch jetzt nicht zu Hause, sondern wie gewöhnlich, wenn er Geld hatte, im Wirtshaus. Christus hatte sich diesmal in die Mitte gelegt. Als der Zigeuner betrunken heimkam, schalt und lärmte er abermals und schlug auf seine Frau, und als diese ihm sagte,

es seien wieder die drei armen Wanderer da, ließ er seine Frau und schlug auf den mittlern los. „Die Reihe ist jetzt an dem!“ sprach er bei sich; es war aber wieder Christus den er geschlagen hatte. Am andern Morgen bat er abermals um Verzeihung, und der Herr sagte wieder: „Schön gut, kein Mensch ist ja ohne Fehler!“ Zum drittenmal wieder nach einem Jahre kehrten die drei Wanderer bei dem Zigeuner ein; jetzt hatte sich Christus an die Wand gelegt. Als der Zigeuner betrunken aus dem Wirtshaus nach Hause kam, schlug er mit Vorbedacht den dritten. „Jetzt dürfen sie einander nichts vorwerfen!“ sprach er bei sich, „jeder hat sein Teil bekommen.“ Allein Christus hatte auch diesmal die Schläge empfangen.

Als sie am andern Morgen Abschied nahmen, bat der Zigeuner wieder gar sehr um Verzeihung für seine Unart; er meine es gar nicht schlecht; allein wenn er in der Lust sei, müsse er jemanden schlagen. Da freute sich der Herr, daß er im Grunde ein so gutes Herz habe, und sprach zu ihm: „Erbitte dir dreierlei Gnade!“ „So bitte ich“, sprach der Zigeuner, „um einen Beutel voll Geld, der nie leer wird; zum zweiten um einen Spiegel mit der Eigenschaft, daß, wer einmal hineinsieht, sich nicht von der Stelle rühren kann, bis ich ihn nicht fortstoße; und zum dritten um einen Birnbaum vor meinem Haus, stets voll von Früchten, mit der Eigenschaft, daß, wer hinaufkriecht, nicht herunterkommen kann, bis ich ihn nicht herunterstoße.“ „Es soll dir werden!“ sprach Christus und zog mit Petrus und Johannes weiter. Der Zigeuner freute sich sehr, wie er am nächsten Tage seine Wünsche erfüllt sah. „Jetzt habe ich, was mein Herz begehrt; nun kann ich immerfort lustig leben!“ Von da an war er jeden Tag vom Morgen bis zum Abend im Wirtshaus und lebte wie ein Kaiser oder König, aß stets Schweinefleisch und trank stets süßen Rosolie. Endlich aber, als es Zeit war, daß er sterben sollte, kam der Teufel und sprach: „Na, Bruder Midi, jetzt bist du mein, auf, folge mir!“ „Gleich auf der

Stelle, nur daß ich meine Sachen zusammennehme. Sieh indes in dem Spiegel da, was für ein schöner Kerl du bist!" Der Teufel tat das gern; denn er denkt ja auch, er sei schön, und wo er kann, besieht er sich im Spiegel. Der Zigeuner ging in seine Schmiede und machte eine Zange glühend und kam dann und faßte den Teufel an seiner Nase, versengte und dehnte sie; der Arme konnte sich nicht von der Stelle rühren; er brüllte aber vor entsetzlichem Schmerz. Da stieß ihn zuletzt der Zigeuner, daß er zur Thür hinausflog. Der Teufel aber war froh und lief, daß er sein Leben hatte. Der Zigeuner dachte: „Der wird dir gewiß nicht wiederkommen!"

Als der Teufel außer Atem in der Hölle ankam, erzählte er seinem Vater und seinem Bruder, was ihm begegnet sei, und die mußten die Wahrheit an seiner Nase erkennen. „Du elender Kerl!" sprach sein Bruder, „warte, ich will ihn gleich lehren und holen!" Da ging er zum Zigeuner, und ohne einen guten Tag zu bieten, rief er ihn von der Gasse aus an, denn er wollte gar nicht ins Zimmer, damit er nicht in den Spiegel sehe: „He Midi, du bist mein, auf, folge mir!" „Auf der Stelle!" sprach der Zigeuner; „ich will nur ein wenig einsacken, daß wir auf dem weiten Weg zu essen haben!" Damit ging er hinaus und brachte einen großen Kohlsack und sprach zum Teufel: „Sei so gut und krieche auf den Baum und fülle diesen Sack, bis ich meine Reisekleider anlege." Das gefiel dem Teufel, denn er hatte die schönen Birnen schon lange angesehen. Der Zigeuner aber ging in die Schmiede, nahm eine lange Eisenstange, schärfte sie an dem einen Ende und machte die Spitze ganz glühend. Dann kam er und stach damit auf den Teufel, daß der laut aufheulte; er kroch immer höher am Baum, damit der Zigeuner ihn nicht mehr erreichen könne. Der aber nahm zuletzt eine Leiter und stocherte immerfort den Teufel in die Seite; der war zuletzt bis in die höchste Baumspitze hinauf, da brach sie ab, und er plumpste wie ein Sack herunter und brach noch ein Bein. Dennoch raffte er sich schnell auf und lief unter

großem Geheul in einem fort bis in die Hölle. Da kam sein Bruder schadenfroh und rief: „Aha! da hast's! sag' ich dir's da hast's!“ Er aber hielt immerfort die Hände in seine zerstochnen Seiten und zeigte seinen zerbrochenen Fuß und jammete entseztlich. Der alte Teufel stand da und wußte nicht was er sagen sollte, endlich seufzte er: „Das muß ein gedonnerter Kerl sein! den möchte ich auch kennenlernen!“ Er hatte aber dennoch keine Lust hinzugehen.

Der Zigeuner lebte von da wieder lustig und ungestört noch eine gute Zeit. Als er endlich fühlte, daß er sterben müsse, befahl er, daß man ihm seine lederne Schürze, Vorschürze und Nägel, Hammer und Zange mit ins Grab lege. Als er gestorben war, kam er vor die Himmelstür und klopfte an. Da erschien Petrus gleich mit den vielen Schlüsseln und öffnete. Wie er aber den Zigeuner sah, rief er: „Du gehörst nicht hierher, du hast liederlich gelebt!“ und schlug damit die Tür gewaltig zu. Da bat der Zigeuner gar untertänig, er möge ihn doch einlassen; er wolle alle Schmiedearbeit im Himmel umsonst tun und schlug auch gleich ein paar Nägel in die Himmelstür, die herausgefallen waren; aber Petrus war nicht zu erweichen. Da blieb dem Zigeuner nichts anderes übrig, als in die Hölle zu gehen und da sein Glück zu versuchen. „Da hast du wenigstens das Feuer umsonst!“ tröstete er sich, „und kannst immer deines Handwerks pflegen.“

Als er an dem Höllentor angelangt war, nahm er seinen Hammer und klopfte. Da kam der junge Teufel mit der langgedehnten Nase und sah durch die Torriße; gleich erkannte er den furchtbaren Mann und lief voll Entsetzen davon und schrie: „Er ist hier, er ist hier!“ Als der andere das hörte, der auf dem Baum gefessen, lief er mit, und den alten Teufel packte die Furcht anfangs auch, und er lief gleichfalls, und sie kamen in den innersten Höllwinkel und verkrochen sich. Der Zigeuner aber klopfte fort und immer stärker. Da sprach der alte Teufel: „Ich möchte ihn doch auch wenigstens

sehen“, und wie sehr ihn die beiden Söhne zurückzuhalten suchten, so ging er doch, seine Neugierde war zu groß. Er öffnete das Tor nur ein wenig und steckte seine Nase hinaus. Tschak! schnappte der Zigeuner die Spitze davon mit seiner Zange ab. Der Alte drückte die Tür schnell zu, klemmte aber dabei seinen Bart ein und konnte jetzt nicht frei werden, wie sehr er herumzerterte; seine Söhne fürchteten sich aber, ihm zu Hilfe zu kommen, und so mußte der Alte seinen Geist elendiglich aufgeben, und seitdem spricht man nicht mehr vom alten Teufel, sondern nur von seinen Söhnen, dem langnasigen und hinkenden Teufel.

Die Zeit aber wurde dem Zigeuner vor dem Höllentor endlich zu lang; er versuchte es noch einmal an der Himmelstür; doch Petrus blieb unerbittlich. Zuletzt wurde auch er zornig und sprach: „Weil man mich denn weder in den Himmel noch in die Hölle einläßt, so ist es mir recht; ich gehe wieder auf die Erde, da gefällt es mir ohnehin besser!“ Und so findet man den Zigeuner bis auf den heutigen Tag hier. Wenn er Geld hat, ist er im Wirtshaus; hat er keins, ergeigt er sich einen Trunk, oder er nimmt den Hammer und macht Schuh- und Lattnägel.

Die tauben Hirten

Ein tauber Geißhirt kam zu einem tauben Schafshirten und fragte ihn: „Bruder, hast du nicht meine Geiß¹ gesehen?“ „Das Dorf liegt dort hinter dem Berg, gehe nur geradeaus, so kommst du hin!“ sprach der Schafshirt. Der Geißhirt lief und fand auf der andern Seite des Berges seine Geiß. Er wollte sich aber dankbar beweisen und nahm sogleich eine „tschuttige“ Geiß, die er hatte, denn er dachte, als Geschenk ist die schon gut genug, und lief zurück zum Schafshirten. „Siehe, diese schenke ich dir“, rief er voller Atem, „weil du mir den rechten Weg gezeigt hattest; denn

¹ hier als Mehrzahl zu verstehen.

einen halben Tag schon hatte ich die Herde umsonst gesucht.“ „Was?“ rief der Schafshirt zornig, „ich habe ihr die Hörner nicht abgehauen!“ und wollte eiligst fort; der Geißhirt aber ging hinter ihm her und rief: „So nimm doch mein Geschenk! so nimm doch mein Geschenk!“ Da trafen sie auf einen tauben Roßhirten, der eben auf einem gestohlenen Pferde fortritt. Der Schafshirt ging gleich auf ihn zu, faßte die Halfter des Pferdes und sprach: „Siehe, dieser meint, ich hätte seiner Geiß die Hörner abgehauen!“ „Er will mein Geschenk nicht nehmen“, schrie der Geißhirt, „und wenn er's nicht tut, so habe ich kein Glück!“ „Ich habe sie wahrlich nicht gesehen, eure Pferde!“ sprach der Roßhirt und wollte fortreiten, aber der Schafshirt ließ ihn nicht aus: „Nein, sage du zuvor, bin ich schuldig oder nicht.“

„Gut, wenn dies Pferd euer ist, so nehmt es; aber den Sattel lasse ich euch nicht, der ist mein!“ sagte der Roßhirt. Damit sprang er ab, nahm schnell den Sattel und rannte weg. Der Schafshirt ließ das Pferd aus; das wieherte einmal und lief dann zurück zur Herde. Der Schafshirt aber eilte hinter dem Roßhirten her und rief: „So sag mir's doch! so sag mir's doch!“ und hinter ihm keuchte der Geißhirt mit der Geiß im Arm: „Nimm doch die Geiß, wenn sie auch ‚tschuttig‘ ist; es ist eine gute Geiß!“ Also liefen die drei hintereinander in einem fort bis ins Dorf. Die Leute hörten den Lärm und kamen heraus auf die Gasse, und weil sie nicht wußten, was es gebe, dachten sie, es seien Räuber, faßten alle drei ab und führten sie vor den Hannen. Da fragte sie dieser ganz zornig: „Was habt ihr das ganze Dorf so in Schrecken gesetzt? Was gibt es?“

Nun glaubte jeder von den dreien, der Richter wisse schon alles; es sei am besten, ehrlich zu gestehen.

„Herr“, sprach der Geißhirt, „ich will alles sagen, wie es ist. Ich habe in meinem Leben mehr als hundert Geiß gestohlen und dieser einmal im Zorne die Hörner abgehauen. Nun wollte ich sie diesem Manne geben, weil er mich zu meiner

Herde gewiesen hatte; allein, er wollte sie nicht nehmen; ich lief ihm nach, er solle sie doch nehmen, daß ich Glück hätte!"

Der Schafhirt sprach: „Ich habe mehr als tausend Schafe in meinem Leben gestohlen; aber dieser Geiß habe ich die Hörner nicht abgehauen, das ist eine Lüge; dieser Mann sollte mich freisprechen; ich hielt ihm deshalb sein Pferd an; allein, er wollte nicht, sprang ab, nahm seinen Sattel und lief fort, und so mußte ich ihm nach, denn ich konnte den falschen Verdacht nicht auf mir lassen!“

Der Roßhirt sprach: „Ich weiß nicht mehr, wieviel Pferde ich in meinem Leben gestohlen habe; allein, in diesem Falle bin ich unschuldig. Als der Mann da sagte, das Pferd gehöre ihm, so ließ ich es aus und nahm nur meinen Sattel!“

Der Mann und die versammelten Ältesten schlugen die Hände zusammen über die wunderbare Fügung Gottes, wodurch so viele Verbrechen auf einmal ans Tageslicht kamen. Die drei ergrauten Diebe wurden gleich ins Gefängnis geworfen und bald darauf zum Galgen geführt und gehängt, wie sie es verdient hatten.

Das Rosenmädchen

Es war einmal ein armer Waisenjunge, der verirrt sich und kam immer weiter von seinem Dorfe weg. Da fand ihn zuletzt eine Waldfrau, die nahm ihn mit in ihr Haus, behielt ihn bei sich und pflegte ihn wie eine rechte Mutter. Als er groß war, sagte er eines Tages: „Mutter, ich muß fort, ich will das Rosenmädchen suchen!“ – „Das ist weit, mein Sohn, und wenn du auch dahin gelangen solltest, so wirst du es dennoch schwer erwerben, denn es wird von einem Drachen bewacht!“ Der Knabe ließ sich aber nicht länger halten; da gab ihm seine Mutter eine Schelle und sprach: „Wenn du etwas wünschst, so läute damit!“ Nun ging er lange, lange fort, da kam er einmal zu einem großen Bienenschwarm und

fragte die Bienenmutter, ob sie nicht wisse, wo das Rosenmädchen wohne. Das wisse sie nicht, sagte sie, aber sie könne es bald erfahren, und damit schickte sie alle Bienen aus, um Kundschaft einzuziehen. Sie kamen zurück und wußten keine Nachricht. Da zählte sie die Bienenmutter und es fehlte eine. Endlich kam auch die; sie war auf dem Wege lahm geworden und brachte erwünschte Botschaft, denn sie war gerade bei dem Rosenmädchen gewesen. Da mußte die Biene dem Knaben den Weg zeigen. Sie führte ihn über eine große, große Wiese, und sie kamen dann an einen Wald. Am Ende des Waldes wohnte das Rosenmädchen in einem großen Schloß. Der Knabe verdingte sich nun da als Gänsejunge und weidete immer nahe beim Garten. Hier sah er das Rosenmädchen jeden Tag, wie es unter den Blumen wandelte, und es war sehr schön.

Da hörte er, das Rosenmädchen fahre jeden Abend in die Stadt zum Ball. Als es Abend wurde, nahm er seine Schelle und läutete. Da stand vor ihm ein kupfernes Roß bereit und daneben lag ein kupferner Mantel; sogleich legte er den Mantel um, setzte sich auf und zog in die Stadt. Auf dem Ball ging er stets mit dem Rosenmädchen, und das hatte seine Freude an dem schönen Jungen. Noch ehe aber der Ball aus war, machte er sich heimlich fort, setzte sich auf sein Roß und ritt heim. Das Rosenmädchen erzählte seiner Mutter von dem schönen Jungen im kupfernen Mantel; der aber hütete schon wieder als armer Hirtenknabe die Gänse und blickte nur verstoßlen in den Blumengarten. Den folgenden Abend zog das Rosenmädchen wieder zum Ball; der Hirtenjunge schellte wieder und ein silbernes Roß stand gleich bereit und ein silberner Mantel lag daneben. Er warf den Mantel um und zog in die Stadt auf den Ball; hier war er wieder die ganze Zeit mit dem Rosenmädchen zusammen, und das gefiel dem gar sehr. Wieder lief er hinaus, noch ehe der Ball aus war, setzte sich auf sein Roß und flog fort.

Am folgenden Morgen erzählte das Rosenmädchen wieder

seiner Mutter von dem schönen Jungen, wie er jetzt mit einem silbernen Mantel bekleidet gewesen sei. Der aber hütete wieder die Gänse und blickte verstohlen in den Blumengarten. Die Mutter war begierig, den schönen Jungen kennenzulernen, und fragte ihre Tochter, ob sie ihn denn nicht gezeichnet hätte. Das Rosenmädchen sagte: „Nein!“ – „So nimm zum nächstenmal ein wenig Pech mit, und wenn er mit dir tanzt, so wickle es ihm ins Haar.“ Am Abend fuhr das Rosenmädchen wieder auf den Ball und nahm Pech mit. Der Hirtenjunge holte seine Schelle hervor und läutete. Da stand ein goldenes Pferd bereit und ein goldner Mantel lag daneben. Er hüllte sich schnell in den Mantel, schwang sich aufs Roß und war bald in der Stadt. Auf dem Ball ging er gleich wieder zum Rosenmädchen und tanzte mit ihm; da wickelte es ihm ein wenig Pech ins Haar.

Als der Ball zu Ende ging, eilte er hinaus, schwang sich auf sein Roß und war bald daheim. Am Morgen erzählte das Rosenmädchen wieder seiner Mutter von dem schönen Jungen, wie er jetzt in einen goldnen Mantel gehüllt gewesen sei und wie sie ihm während des Tanzes Pech ins Haar gewickelt habe. Der Gänsejunge sah wieder verstohlen durch die Gartenhecke. Wie er aber gegen Mittag nach Hause kam, sah das Mädchen ihn lange an und merkte, daß das Haar verstraust war. „Du bist unser Retter!“ rief sie endlich voll Freude. „Das will ich gerne sein!“ rief der Junge. Die Mutter sprach: „Auf denn, daß wir entfliehen, noch schläft der Drache; erwacht er aber bald, so sind wir verloren!“ Da ging der Hirtenjunge hinaus und schellte dreimal: sogleich standen das kupferne, silberne und goldne Pferd bereit. Das Rosenmädchen setzte er auf das goldne und legte ihr den goldnen Mantel um, die Mutter auf das silberne und gab ihr den silbernen Mantel; er schwang sich auf das kupferne und hüllte sich in den kupfernen Mantel, und jetzt sprengten sie zusammen fort. Im Schlosse aber lag ein mächtiges Faß mit drei eisernen Rei-

fen. Darin schlief der Drache seinen Jahreschlaf. Der war gerade zu Ende. Auf einmal sprang ein Reif, bald sprang der zweite und der dritte, das krachte jedesmal so gewaltig wie ein Donnerschlag. Jetzt rieb sich der Drache die Augen und sah um sich. „Wo ist mein Rosenmädchen?“ Aber es antwortete niemand. Da sprang er auf und sah in allen Zimmern nach und im Garten, und es war niemand da; nun eilte er in den Stall, nahm seinen Fohlenhengst, schwang sich darauf und sprach: „Nun trage mich flugs zum Räuber hin!“ Es dauerte nicht lange, so hatte er die Fliehenden erreicht. Sie waren gleich wie auf der Stelle gebannt und konnten nicht weiter. Da sprach der Drache: „Ich könnte dich zerschmettern, du kleiner Erdenwurm, allein das brächte mir wenig Ruhm!“ Da nahm er dem Knaben die Schelle, die drei Rosse, das goldne und silberne mit dem Rosenmädchen und seiner Mutter, und zog zurück. Noch sah er einmal zurück und höhnte den Knaben: „Du könntest das Rosenmädchen wohl erlösen, wenn du ein Roß, wie ich, von meiner Mutter bekämost; allein das wird nie und nimmer geschehen!“

Damit zog er heim und legte sich wieder in sein Faß zum Jahreschlaf, und die eisernen Ringe legten sich von selbst darum. Das Rosenmädchen und seine Mutter waren nun wieder einsam; es pflegte am Tage die Blumen, und abends zog es nicht mehr auf den Ball, sondern dachte immer an seinen Retter. Der Knabe aber ging immer fort und suchte die Mutter des Drachen. Da sah er einen Raben, der hatte sich in ein Netz verstrickt; der bat den Knaben, er möge ihm heraushelfen, er werd's ihm einmal vergelten. Der Knabe machte ihn frei, und der Vogel flog fort. Wie er weiterkam, sah ihn ein Fuchs, der steckte in einer Falle und konnte nicht fortkommen. „Hilf mir!“ rief er, „ich will dir's vergelten!“ Der Junge machte ihn frei, und der Fuchs lief in den Wald. Da kam der Knabe zum Meeresufer. Hier zappelte ein großer Fisch auf dem Trocknen. „Setz mich ins Wasser! ich will dir's vergelten!“ Der Knabe tat es, und bald sah er ein Häus-

chen im Wald; hier wohnte die Mutter des Drachen. Er ging hinein und fragte, ob sie ihn in den Dienst nehmen wolle. „Ei jawohl, du sollst mir meine Stute hüten! Was soll ich dir geben aufs Jahr?“ sprach die Alte. „Nur ein Füllen!“ sagte der Knabe. „Es sei!“ erwiderte die Alte, „bringst du mir aber abends die Stute einmal nicht heim, so ist es mit deinem Leben am Ende.“ Die Hexe hatte schon viele in den Dienst genommen und hatte alle umgebracht. Da zog am Morgen der Knabe mit der Stute aufs Feld; bald aber war sie aus seinen Augen, und er suchte sie bis gegen Abend und konnte sie nicht finden. Da sah er den Vogel, erzählte es ihm und sprach: „Hilf mir, wenn du kannst!“ Da sagte der Rabe gleich: „Die Stute ist in den Wolken und hat gefüllent, komm, setze dich auf meinen Hals, ich führe dich hin!“ Das tat er denn und brachte so die Stute und das Füllen nach Hause, und die Alte verwunderte sich. Am folgenden Morgen, wie er sie hinaustrieb, ging es ihm wieder so; die Stute war mit dem Füllen auf einmal verschwunden, und er suchte sie bis gegen Abend und konnte sie nicht finden. Da traf er den Fuchs und klagte ihm seine Not. Der Fuchs sprach gleich: „Sie ist in der Berghöhle und hat da gefüllent, komm, setze dich auf meinen Schwanz, ich will dich hinführen!“ Das tat er, und nun kam er durch ein Fuchsloch in die Höhle und trieb die Stute und die zwei Füllen nach Hause. Die Hexe machte wieder große Augen. Am dritten Tage, wie er die Stute und die zwei Füllen austrieb, waren sie gleich wieder vor seinen Augen verschwunden; er suchte sie bis gegen den Abend und fand sie nicht. Da kam er auch ans Meer und sah betrübt ins Wasser. Auf einmal kam der große Fisch heraufgeschwommen und fragte ihn, warum er so traurig sei, und der Knabe erzählte seine Not. „Sie ist auf dem Meeresgrunde und hat da gefüllent: ich will dich aber gleich hinführen!“ Da nahm ihn der Fisch in seinen Mund und führte ihn hinab, und so trieb er die Stute und die drei Füllen nach Hause. Die Alte verwunderte sich und wußte nicht, wie das zuginge. Sie konnte nun

die Stute und die Füllen nirgends mehr verbergen, und so weidete sie der Knabe auf dem Felde, bis das Jahr um war. Da sagte sie: ‚Jetzt wähle dir ein Füllen!‘ und er nahm sich das älteste; das war eine schöne Stute geworden. Darauf ritt er hin, um das Rosenmädchen zu befreien. Kaum war er in der Nähe, so fing seine Stute an zu wiehern. Das hörte der Fohlenhengst des Drachen im Stall und fing auch an zu wiehern und zu stampfen, daß alles erbebte. Darüber erwachte der Drache im Fasse, denn es war auch das ganze Jahr gerade zu Ende. Die drei Reife sprangen mit großem Knall nacheinander ab; er hörte das Wiehern, sprang auf und lief in den Stall. Aber der Fohlenhengst hatte sich schon losgerissen und wollte zur Stute laufen. Da faßte ihn der Drache an den Mähnen und schwang sich auf seinen Rücken und wollte ihn händigen; der aber bäumte sich gewaltig; der Drache stürzte herunter, und nun zerstampfte ihn der wilde Hengst unter seinen Füßen, daß er gleich tot war. Dann sprengte er über die Schloßmauer und lief der Stute nach. Als aber der Knabe am Schlosse angelangt war, sprang er gleich ab und stieg über die Gartenhecke hinüber und grüßte und empfing das Rosenmädchen. Seine Stute war gleich umgekehrt und lief zur Alten zurück und der Fohlenhengst hinter ihr her und konnte sie nicht erreichen, bis sie bei der alten Stute und den beiden andern Füllen war. Der Knabe war nun Herr vom Schloß und hatte auch seine Schelle und die drei Wunderrosse wieder. Darauf hielt er Hochzeit mit dem Rosenmädchen und lebte herrlich und in Freuden.

Die versteckte Königstochter

Es war einmal ein junger Kaufmannssohn, den schickte sein Vater, weil er zum Geschäft nichts taugte und den ganzen Tag immer nur geigen wollte, fort. Als der Junge nun wegzog, sah er auf der Gasse einen Knaben, der mit zwei Hölzchen immer geigte. Das gefiel ihm. „Willst du viel-

leicht auch geigen lernen?“ „O ja!“ sprach der Knabe, „wenn nur jemand mich lehrte!“ „So komme mit mir!“ sprach der Kaufmannssohn, „ich will dich lehren!“, und so tat er's auch. Beide gingen nun in die Welt und ergeigten sich ihr Brot. Auf der Straße aber trafen sie einmal einen Mann mit einem Bären. Der Kaufmannssohn gab ihm all sein Geld für den Bären. Da sagte sein Schüler: „Warum hast du das getan, wovon sollen wir jetzt leben?“ „Warte nur, wir wollen geigen und der Bär soll tanzen; so bekommen wir schon wieder Geld!“ Als aber der Bär nicht recht tanzen wollte, schlug ihn der Kaufmannssohn tot und ließ sich selbst in die Haut nähen, und zwar so, daß man ihn für einen rechten Bären halten sollte. Darauf kamen sie auch in die Residenz; der Schüler geigte und der Kaufmannssohn als Bär tanzte, und zwar so schön und künstlich, daß alle Leute herbeikamen und zusahen. Und wenn der Siedler falsch griff und schlecht geigte, schlug ihn der Bär; denn er konnte ja selbst besser geigen, da er den Knaben gelehrt hatte; allein, das wußten die Leute nicht; sie glaubten, es sei ein rechter Bär, und deshalb lachten sie dann so sehr, wenn er das Geigen besser verstehen wollte.

Nun bekam auch der König Kunde davon, und ließ beide vor sich kommen und den Knaben geigen und den Bären tanzen; da mußte er über die lustige Gestalt des Bären lachen. Er hatte aber auch eine sehr schöne Tochter, die war nun groß, und er wollte sie niemandem zum Weibe geben, damit er selbst sich immerfort an ihrer Schönheit erfreue. Er hatte sie aber in einen Berg versteckt, wo außer ihm und einem treuen Diener keine Seele den Zugang wußte; und er hatte ausschreiben lassen, wer sich um seine Tochter bewerbe, müsse sie suchen, und wer es dann unternähme und fände sie nicht, der verliere sein Leben. Dadurch hatte er gehofft, alle Freier abzuschrecken; allein, es hatten doch einige Königsöhne das Wagstück unternommen, alle aber ihren Tod gefunden; jetzt kam lange keiner mehr, und das war dem König recht. Nun,

da er den drolligen Bären gesehen, dachte er bei sich: „Deine Tochter hat so wenig Freude im Berge, du mußt ihr doch auch einmal ein Vergnügen gönnen!“, und er ließ durch seinen treuen Diener den Bären zu ihr hingleiten. Es führte aber dahin drei Türen. Zu der ersten fand sich der Schlüssel unter einem Felsstein; der Diener nahm ihn und sperrte auf; vor der zweiten aber stand ein alter Jude mit einem langen Bart; der Diener zupfte ihn am Bart, und es fiel daraus der Schlüssel zur Tür. Darauf kamen sie an die dritte; hier hielt ein wilder Löwe Wache; der Diener zupfte ihn an den Mähnen, und der Schlüssel zur Tür fiel herunter; er öffnete und führte den Bären hinein. Die Königstochter saß eben in Gedanken, sang vor sich hin und spielte die Zither. Als der Bär die Musik hörte, fing er sogleich an zu tanzen, und die Königstochter mußte über die Maßen lachen, und der Bär machte ihr so viel Spaß, daß sie ihren Vater bitten ließ, er möge ihn längere Zeit bei ihr lassen. Kaum war der getreue Diener fort, so fing auf einmal der Bär an zu reden und sprach: „O schöne Königstochter, ich bin kein Bär, sondern ein Mensch wie du, und ein junger Kaufmannssohn; komme nur und schnüre mir das Gesicht auf, so wirst du es sehen!“ Da pochte der Königstochter das Herz vor Freude, denn sie hatte außer ihrem alten Vater und dem alten Diener lange keinen Menschen gesehen. Sie schnürte ihn schnell auf und sah den schönen Jungen, und weil er ihr gefiel, so schnürte sie schnell wieder zu, noch ehe der Diener kommen konnte, und sagte ihm, wie er sie von ihrem grausamen Vater erwerben könne. Er wußte aber schon alles. Als der Diener zurückkam und die Erlaubnis brachte, daß der Bär noch länger dableiben könne, sagte die Königstochter: „Führe ihn nur gleich hinaus, ich bin seiner schon satt!“

Kaum war der Bär draußen dem Geiger übergeben worden, so zogen beide in den Wald; der Kaufmannssohn legte das Bärenfell ab und zog schöne Kleider an, ging darauf am

andern Morgen in die Stadt und meldete sich beim König, er wolle seine Tochter suchen. Der König lachte und sprach: „Wenn du ein Narr sein und dein Leben verlieren willst, meinestwegen!“ Es war aber die zwölfte Stunde mittags bestimmt, bis zu der er sie finden sollte; sonst koste es sein Leben. Der Junge war lustig und guter Dinge, nahm eine Büchse und ging auf die Jagd, um sich die Zeit zu vertreiben. Da sah er ein Wildschwein und wollte gleich schießen; das fing aber an zu sprechen und rief: „Laß das gut sein; ich will dir dafür einmal beistehen! Nimm hier diese Borste, und wenn du in Not bist, so drehe sie nur, und gleich bin ich da!“ Er setzte ab, nahm die Borste und ging weiter. Nun sah er bald einen Adler, der fraß an einem Hasen, gleich zielte er und wollte losdrücken; da rief der Adler: „Laß das gut sein; ich will dir dafür helfen! Nimm hier diese Feder, und wenn du in Not bist, so drehe sie, und gleich bin ich bei dir!“ Er setzte ab, nahm die Feder und ging seines Weges. Auf einmal sah er den Tod, der lag nahe an einem tiefen Abgrund und schlief. „Ha!“ dachte er, „der Menschenverderber soll endlich doch mein Blei schmecken!“ Er legte an und wollte losdrücken; indem erwachte der Tod und sah die Gefahr, in der er schwebte. „Um des Himmels willen schieße nicht, welch ein Unglück würde es sein auf Erden, wenn ich nicht mehr wäre! Siehe aber, ich will dir's vergelten; nimm hier diesen Knochen, und wenn du in Not bist, so drehe ihn einmal, und gleich bin ich da!“ Der Junge setzte ab, nahm den Knochen und ging. Er sah nach der Zeit, es fehlte nur eine halbe Stunde noch; da eilte er schnell zu dem Berg. Er holte den Schlüssel zur ersten Tür gleich unter dem Felsen hervor und öffnete; er zupfte den Juden am Bart und schloß die zweite Tür auf; er schüttelte dem Löwen die Mähnen und nahm den dritten Schlüssel und kam zur Königstochter, die schon lange auf ihn gewartet hatte. Er nahm sie züchtig bei der Hand und führte sie zu ihrem Vater und sprach: „Das Meinige habe ich getan, jetzt ist es an Euch,

Herr König, zu erfüllen, was Ihr versprochen habt!" Aber der Alte wollte seine Tochter nicht verlieren und sagte daß zum Kaufmannssohn ganz zornig: „Noch nicht! Erst mußt du ein Zimmer voll verschimmelten Brotes in einer Nacht aufessen, wenn du meine Tochter haben willst!" Der Kaufmannssohn wußte sich lange nicht zu helfen; da fiel ihm die Borste ein, er nahm sie und drehte. Als bald war das Wildschwein da und eine ganze Menge anderer Schweine, und das Brot war auf einmal fort und auch der Boden noch geleckt. Am andern Morgen verwunderte sich der König sehr, daß dem Jungen auch dies gelungen war; aber voll Ärger rief er: „Noch bekommst du sie nicht; erst mußt du ein Zimmer voll Erbsen in einer Nacht auflesen, daß nicht eine einzige dableibt!" In der Nacht nahm der Junge gleich die Feder hervor und drehte; sogleich war der Adler da und brachte alle Vögel mit, und in einem Augenblick war keine einzige Erbse zu sehen. Als am folgenden Morgen der alte König sah, daß auch diese Aufgabe vollführt war, stieg sein Zorn auf das höchste, und er rief: „Nein, ich gebe sie dir noch nicht, nie und nimmermehr!" Da nahm der Kaufmannssohn den Knochen hervor und drehte. Als bald kam der Tod und schleppte den alten König fort.

Die Königstochter aber reichte dem Jungen die Hand und sie hielten eine fröhliche Hochzeit. Der Kaufmannssohn ward nun König; er wollte seinen Geiger zum Minister machen, aber dem gefiel das nicht; er gab ihm nun viel Geld, und so zog der in ein anderes Land und wurde da ein reicher Mann.

Die drei Brüder und der Hüne

In der alten Zeit lebte einmal ein Schäfer, der hatte drei Söhne und eine große Herde Schafe. Jeder von den Söhnen mußte einen Tag die Herde hüten; die andern blieben daheim und arbeiteten da mit ihrem Vater. Als der Alte fühlte, daß er bald sterben würde, ermahnte er seine Söhne,

sie sollten nur ja immer zusammenhalten und die Herde nicht teilen. Das versprachen sie und hielten es auch getreulich. Aber einst in einem dürren Jahre fand die große Herde nicht hinlänglich Weide. Da sprach der jüngste Bruder — er war zwar klein und schwächlich, aber der pfiffigste unter ihnen: „Laßt uns hinziehen jenseits des großen Waldes, da soll eine ungeheure Wiese sein, immer grün und unbeweidet.“ Die andern waren es zufrieden, und so zogen sie sieben ganze Wochen durch den Wald und kamen endlich an dessen Ende, und da dehnte sich die schöne Wiese nach allen Seiten aus. In weiter, weiter Ferne aber sahen sie ein Schloß; hier wohnte ein mächtiger Hüne, der hielt sich für den Herrn der ganzen Gegend, soweit man sie übersehen konnte. Einige Tage blieben sie ungestört und freuten sich über die fette Weide; zwei bauten in der Nähe des Waldes an einer Hütte; indes ging der eine immer mit den Schafen, molk sie und machte Käse, und den folgenden Tag verrichtete dies Geschäft einer der beiden andern, so wie sie es daheim gehalten hatten. Eines Tages aber, als der Älteste wieder die Schafe hütete, sah er auf einmal zu seinem Schrecken aus der Gegend des Schlosses eine große Gestalt sich bewegen; es schien, als ob ein Berg herbeikäme, es war aber nichts anders als der mächtige Hüne. Dem war es schon seit einigen Tagen von seinem Fenster aus so vorgekommen, als wenn sich auf seiner Wiese kleine Tierchen wie Milben regten, allein er hatte seinen Augen nicht recht getraut; da er aber immer wieder dasselbe sah, wollte er sich überzeugen; er machte nur ein paar Schritte, so stand er schon vor dem armen Schäfer, der bebte wie Zittergras und hatte kein Leben. „Ha, du kleiner Wicht!“ fuhr der Hüne ihn an, „bist du's, der meine Felder verwüstet? Warte, das sollst du mir bezahlen!“ Der Schäfer fiel vor der gewaltigen Stimme zu Boden, denn es war, als wenn ein Sturmwind einherbrauste; endlich sprach er mit Zittern: „Herr, wir sind drei Brüder und sind erst vor einigen Tagen hiehergekommen, wir wußten nicht, daß dieses

Land jemandem gehörte!“ „So? Drei Brüder? Ihr wußte es nicht? Hm; nun, ich will's gelten lassen. Gut, daß ich euch kenne, wir wollen Freundschaft schließen; mache aber jetzt gleich ein Frühstück!“ Der arme Hirte mußten sieben Schafe schlachten, die verschlang der Hüne auch sogleich, als ihnen die Haut abgezogen war, ganz, als seien es sieben Bissen; dann trank er alle Milch, die in sieben Schaffern da stand, und aß zuletzt zum Niederdrücken noch sieben Käse. Als er satt war, sprach er zum Hirten: „Es hat mir wohlgeschmeckt, dafür komm morgen zu mir ins Schloß zum Frühstück; aber wehe dir, wenn du nicht kommst!“ Damit wandte er sich um, und mit ein paar Schritten war er in seinem Schlosse verschwunden.

Kaum hatte sich der arme Hirt von dem Schrecken erholt, so machte er sich eilig auf und trieb die Herde zur Lagerstätte, wo seine Brüder waren, und erzählte denen, was ihm begegnet war. Sie entsetzten sich auch nicht wenig, als sie die Geschichte erfuhren. Aber was war zu tun? Zurück konnten sie nicht; denn der Hüne hätte sie doch eingeholt. Da sprachen die zwei jüngeren Brüder am andern Morgen dem ältesten Mut zu; er solle nur getrost zum Hünen gehen; auch die hätten ja bisweilen ein menschliches Herz; vielleicht werde ihm nichts geschehen. Er ging endlich; allein es war ihm nicht wohl dabei. Als er am Schlosse ankam, sah und hörte er vor Angst nichts; er ging hinauf; wie er eintrat, lag der Hüne noch im Bett und war eben wach geworden. „Geh nur hinaus!“ sprach er, „mach Feuer unter den großen Kessel und sag mir's, wenn das Wasser kocht.“ Der Arme tat, wie ihm befohlen. Als das Wasser kochte, meldete er's dem Hünen. Der stand auf, ging hinaus und sah, daß es gut kochte. Er hob den Kessel vom Feuer und sprach zum Hirten: „Fühle, ob es heiß genug ist!“ Als er sich bückte, schlug der Hüne ihm den Kopf ab und warf den auf den Hausboden, den Rumpf aber gab er in den Kessel; dann ging er hinein, kleidete sich an und verpeißte den Hirten. Jetzt nahm er seinen Stab und

ging wieder zur Herde; da war heute der mittlere Bruder, der jüngste war zu Hause. „Also du bist ein Bruder von dem, der heute zu mir gekommen ist?“ „Ja!“ stammelte der Hirt ängstlich. „Wohl an, schlachte mir sieben Schafe und Sorge für sieben Schaffer Milch und sieben Käse, denn ich habe schlecht gefrühstückt.“ Heißhungrig verschlang der Hüne wieder sieben Schafe, sowie ihnen die Haut abgezogen worden, und trank sieben Schaffer Milch und aß darauf sieben große Käse, als seien es Haselnüsse. „Dein Frühstück hat mir geschmeckt; komme morgen auch zu mir, aber wehe dir, wenn du nicht erscheinst!“

Damit entfernte sich der Lange wieder, und der Hirte trieb schnell die Schafe zur Lagerstätte und jammerte und klagte: „Wehe, der Hüne hat unsern Bruder gewiß umgebracht, und jetzt ist es an mir!“ Der Jüngste mußte ihm am andern Morgen sehr zureden, bis er sich entschloß, zum Hünen zu gehen. Er tat es mit Zittern und Zagen. Es ging ihm aber dort gerade wie seinem ältern Bruder. Der Jüngste war mit den Schafen schon lange auf der Weide, da erschien auf einmal der fürchterliche Hüne und sprach mit seiner Polterstimme: „Du, Winziger, bist du auch ein Bruder von denen, die zu mir gekommen sind?“ Der kleine Hirt flog davon bis zu einer Dornhecke, als hätte ihn der Wind hingeweht; daran aber hielt er sich fest und antwortete ganz trozig: „Ja, ich bin der Jüngste, aber nicht so grob, Herr Ronnemann.“ Der Hüne war auf eine solche Antwort nicht gefaßt. „Auf der Stelle schlachte mir sieben Schafe und versorge mich mit Milch und Käse, denn ich bin verteufelt hungrig!“ „Muß es denn gar so schnell sein, Herr Fleischturm; habt Ihr Kohlen im Magen?“ „Gleich, du kleiner Knirps, sonst zerquetsche ich dich zwischen meinen Fingern und presse dir den Saft aus.“

Der Junge sah, daß der Kerl keinen Spaß verstand, schlachtete die Schafe, ohne sich aber zu übereilen, und stellte ihm sieben Schaffer Milch und sieben Käse hin. Als der Hüne alles verschlungen hatte, sprach er: „Morgen früh komm

zu mir zum Frühstück, und wehe dir, wenn du ausbleibst! „Ich komme“, rief der Junge trotzig, „du brauchst keine Geschichten zu machen.“ „Warte nur, du einfältiger Hüne“ sprach er bei sich, „deine Stärke soll dir nichts helfen!“ Er hatte sich bald einen Plan ausgedacht.

Bei der Herde waren drei sehr starke Hunde, die es mit jedem Wolfe bisher aufgenommen hatten, der eine hieß Siehegut, der andere Höregut, der dritte Packegut, die waren so abgerichtet, daß sie genau jeden Wink befolgten; die sollten auch mit. Er nahm sieben Schafsfelle, befreite sie von der Wolle, nähte sie eines auf das andere und machte daraus einen Trichter mit zwei Löchern. Als er fertig war, rief er seinen Hunden und ging ganz früh ins Schloß. Der Hüne schlief noch ganz fest und schnarchte so gewaltig, daß zwei Pappeln, die vor dem Fenster standen, davon wie im Sturmwind hin und her bewegt wurden. Die Hunde ließ der Junge draußen vor dem Schloß; er selbst ging leise hinein. Wie er die Türe öffnete, schöpfte der Hüne eben Atem und zog damit den Kleinen wie eine Flaumfeder an; er stieß wieder den Atem aus und schleuderte ihn bis zur Türe zurück. Da faßte sich der Junge an der Türpfoste und schrie aus allen Kräften: „Herr Faulpelz, ist das Frühstück fertig? Ich bin schon da!“ Der Hüne rieb sich die Augen und wußte nicht, was ihm so spitzönig in die Ohren geklungen war, denn er war heute sehr verschlafen; endlich erblickte er den Kleinen, der hing wie eine Hausgrille an dem Türpfosten. „Hast du mich geweckt, du kleiner Mäuselkönig?“ „Ja, Herr Klumpenmann!“ „So mache Feuer unter den großen Kessel, und wenn das Wasser kocht, so rufe mich!“ „Schon gut!“ sprach der Junge und ging hinaus; der Hüne schlief gleich wieder ein. Schnell brachte der Kleine das Wasser zum Kochen; dann nahm er seinen Felltrichter und einen großen Topf mit siedendem Wasser, schlich leise und ganz gebückt, damit ihn der Hüne nicht zurückschnaufen könne, allmählich bis zum Bett; dann hielt er rasch den Trichter über die beiden Augensterne

des Hünen und goß das siedende Wasser aus dem Topf auf einmal hinein. Hui, wie der Hüne gleich aufsprang und entseßlich raste; beide Augen waren ihm zerstört.

Der Junge war schnell an der Türe und hielt sich fest und sah eine Zeitlang, wie der Hüne herumschlug, dann rief er: „Wie schmeckt das Frühstück, Herr Klumpenmann, nicht wahr, etwas heiß?“ Der Hüne grapschte gleich nach der Richtung, woher die Stimme kam, allein der Kleine war schon hinaus und die Treppe hinunter, daß es krachte wie bei einem Bergsturz. Unten im Schloß war ein großes Zimmer, darin waren viele Nüsse aufgehäuft; der Junge ging hinein und wühlte in den Nüssen und warf fort und fort hieher und dorthin an die Wand; der Hüne griff auf jedes Gepolter mit seinen langen Armen hin und dachte den Kleinen so zu fangen; allein der wußte sich zu hüten und lachte nur über den Hünen, wie der sich umsonst so abmühte. Endlich ging er hinaus ins Freie und lockte den Hünen nach. Hier ärgerte er ihn fast zu Tode. Er sprang wie ein Grashüpfer von einer Stelle zur andern und schrie: „Hier bin ich! hier bin ich!“ und der Hüne haschte jedesmal nach der Stimme. Da fiel dem Hünen eine List ein. „Sieh“, sprach er, „ich habe hier einen kleinen, goldenen Ring, der ist mir ohnehin nichts mehr nütze, den schenke ich dir!“ und warf ihn damit von sich. Der Junge sah den Ring im Grase liegen, und weil er gar so schön war, nahm er ihn gleich und steckte ihn an seinen Finger. Kaum hatte er das getan, so konnte er sich nicht von der Stelle rühren und rief nur „Ach!“ Der Hüne hörte das und tastete nun schnell im Kreise herum, um den Kleinen zu finden.

In dieser Not wollte der Junge den Ring schnell vom Finger streifen, allein das ging nicht mehr; da nahm er schnell sein Messer und schnitt den Finger samt dem Ring ab und warf ihn in einen großen See, der in der Nähe war. Dann lief er weithin um das Wasser herum und rief: „Hier bin ich! hier bin ich!“ Der Hüne hörte die Stimme in der

ferne und wollte gerade darauflos; da schritt er geradezu in den See und ging immer mehr hinein; endlich kam ihm das Wasser bis an den Mund; da blieb er auch stecken und konnte nicht weiter. „Jetzt habe ich dich!“ rief der Junge vom Ufer, „wenn du mir nicht gleich meine Brüder schaffst, so bleibst du hier stecken bis auf den Jüngsten Tag!“ Das schien dem Hünen denn doch zu lang; er sprach: „Deine Brüder habe ich gefrühstückt, ihre Häupter aber liegen auf dem Hausboden; nimm das Ei, das daneben liegt, und die Rute, und streiche das Haupt am Halse dreimal mit dem Ei und schlage mit der Rute darüber, so werden sie wieder lebendig!“ – „Ich werde gleich sehen, ob du die Wahrheit gesprochen!“ Damit ging der Junge zum Schlosse. „Auf, Siehegut, such!“ Der Hund lief gleich voran, durchstöberte alle Winkel auf dem Schloßboden und kam endlich zu den Häuptern, und daneben lag auch das Ei und die Rute. Der Junge tat, wie ihm der Hüne gesagt, und alsbald standen seine Brüder verwundert vor ihm und wußten nicht, wie ihnen geschehen war; sie fühlten nur einen kleinen Schmerz im Nacken, sonst waren sie gesund. „Freut euch“, sprach der Jüngste, „ihr seid erlöst; kommt jetzt nur mit mir!“ Da gingen sie hinaus, und er zeigte ihnen den Hünen, wie er im Sumpfe saß, und erzählte ihnen, wie er ihn dahin gebracht. „Du hast für diesmal wahr gesprochen, allein jetzt sage mir aufrichtig: Lebt keine Seele weiter im Schlosse?“ Nun log aber der Hüne nach seiner Natur, denn alle sind sehr lügendhaft, und sprach: „Nein!“ Er hatte nämlich im tiefen Keller eine Menge seiner Gesellen, die er unter Schloß und Riegel hielt, weil sie so unbändig waren. Da dachte er: „Wenn du nur einmal heraus bist aus dem Sumpf, so wirst du die Tür schon finden und erbrechen, daß die herauskommen und diese kleinen Dinger erschlagen.“ Aber sein Lügenhalf ihm nichts, denn der Kleine sprach: „Erst will ich mich überzeugen; auf, Siehegut, Höregut, Paßegut!“ Siehegut lief in allen Winkeln des Schlosses herum, fand aber nichts;

auf einmal sahen sie, wie Höregut an einer kleinen Fensteröffnung horchte.

Die Brüder eilten hin und legten sich aufs Ohr und vernahmen ein dumpfes Toben und Fluchen. Nun zündeten sie Säckeln an und stiegen an einer Treppe hinab; die Hunde liefen voran. Da kamen sie an eine mächtige Tür, an der ein gewaltiges Schloß angelegt war. Vom Aufmachen konnte keine Rede sein; da dachte der Jüngste an die Rute, mit der er seine Brüder lebendig gemacht hatte, ob die wohl nicht auch hier wirksam sein würde. Siehegut mußte gleich hinlaufen und sie bringen. Sowie der Junge damit das Schloß berührte, sprang die Türe gleich auf. Aber wie entsetzten sie sich, als sie die gräßlichsten Hünengestalten erblickten! Diese lagen eben miteinander im Kampfe und zankten darüber, wen sie von ihnen umbringen sollten, da sie den Hunger lange nicht mehr ertragen konnten. Als sie nun die drei Menschen erblickten, sprangen alle der Türe zu: „Ha, ihr kommt gerade gut, euch wollen wir fressen!“ Da rief der Junge: „Paßegut an!“ Der Hund fiel alsbald die ersten an, die andern zogen sich gleich zurück und stuzten. Der Junge rief wieder: „Paßegut zurück!“ Der Hund sprang zurück; die drei Brüder erfaßten die mächtige Türe und zogen sie wieder zu und legten das Schloß an. Nun aber gingen sie zu dem Hünen im See. „O du schändlicher Lügner!“ rief der Junge, „wir wissen wohl, daß deine Gefellen im Schloßkeller sind, da sollen sie auch bleiben in alle Zeit! Wenn du aber dein Leben noch retten willst, so sage, wo der Schatz im Schloß zu finden ist!“ Als der Hüne einsah, daß er nicht mehr seine vorige Macht wiedergewinnen und sich rächen könne, sprach er: „Nie und nimmermehr sollt ihr erfahren, wo der Schatz ist; meinetwegen mag nun mit mir geschehen was da will!“ — „So bleibe denn im Sumpfe stecken in alle Ewigkeit!“

Die kleinen Menschen waren nun Herren von dem großen Hünenschlosse; sie zogen jetzt da ein und wohnten zusammen in Eintracht, und ihre Herden mehrten sich immer mehr und

ihr Reichthum und ihre Macht wurden bald so groß, daß auch ferne Kaiser und Könige ihre Freunde wurden. Den verborgenen Schatz im Schloß fanden sie nicht und brauchten ihn auch nicht. Die drei Brüder leben noch, wenn sie nicht gestorben sind; ob aber der Hüne im Sumpfe und seine verhungerten Gesellen im Schloßkeller leben, ist eine andere Frage, und darauf weiß ich nicht zu antworten.

Der Hünentöter

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte drei Söhne; jedem baute er ein großes steinernes Haus, und als er sterben sollte, rief er sie an sein Bett und sagte: „Ich habe viele Sünden auf mir, wenn ihr aber nach meinem Tode mit eurer Mutter eine Wallfahrt zur heiligen Waldkapelle im Morgenlande machet, so hoffe ich, Vergebung zu erlangen.“ Die Söhne gelobten das zu tun. Nachdem aber der Vater begraben worden, vergaßen sie und ihre Mutter lange darauf. Auf einmal hörten sie in einer Nacht ein großes Gerumpel im Hause; das wiederholte sich in der folgenden Nacht. In der dritten kam ein Priester und betete den Geist hinaus; allein der Priester sagte, wenn sie die gelobte Wallfahrt am folgenden Tag nicht anträten, so würde der Geist immer wieder erscheinen. Da machten sich die drei Brüder mit ihrer Mutter auf den Weg, und jeder nahm eine Windbüchse mit. Abends schliefen sie in einem Walde; sie hielten aber abwechselnd Wache, damit nicht Räuber oder wilde Tiere sie überfallen könnten. Zuerst wachte der Älteste, dann der Mittlere, und von elf bis ein Uhr sollte der Jüngste Wache halten. Aber er galt unter seinen Brüdern als ein Dummrian, und sie sprachen untereinander: „Wir wollen ruhig schlafen, der kann auch bis zum Morgen Wache stehen!“

Sie hatten ein großes Feuer gemacht; das schürte der Junge an und stellte sich darauf weit weg. Auf einmal kam ein fürchterlicher Löwe und gerade auf den Jungen los. Er

nahm seine Windbüchse, und wie der Löwe nahe war, schoß er ihn nieder; man hörte nur einmal: puck!, und der Löwe war tot. Seine Mutter und seine Brüder schliefen fest. Der Junge nahm sein Messer, schnitt dem Löwen eine Pfote ab, steckte sie ein, schleppte ihn auf die Seite und bedeckte ihn mit Blättern. Er stellte sich wieder an seinen Platz; da kam ein wilder Bär und geradezu auf ihn. „Der ist gefährlich!“ dachte er, „du mußt einen sichern Schuß haben!“ ließ ihn ganz herankommen; da erst drückte er los; man hörte nur einmal: puck!, und der Bär plumpste tot nieder. Er schnitt ihm auch eine Pfote ab und schleppte ihn zum toten Löwen und bedeckte ihn mit Blättern. Kaum war das geschehen, so stürmte ein Wolf herbei mit flammenden Augen und aufgesperrtem, grimmigem Rachen. „Der ist noch gefährlicher!“ sprach der Junge bei sich; „jetzt mußt du dich zusammennehmen!“ Er ließ ihn ganz nahe kommen, bis der Lauf dem Wolf in den Rachen ging, schoß ihn glücklich nieder, schnitt eine Pfote ab, steckte sie ein und schleppte den Wolf zum Löwen und Bären und bedeckte ihn mit Blättern. Nun kam nichts weiter, und alles war ruhig.

Da dachte er, er wolle doch sehen, ob in der Umgegend ein Haus zu entdecken sei, stieg auf den höchsten Baum und sah in der Ferne ein großes Feuer. Er warf seine Mütze nach der Richtung, stieg hinunter und ging dem Feuer zu. Da sah er zu seinem Schrecken drei mächtige Hünen, die brietten einen Ochsen am Spieß. Er kroch schnell auf einen nahen Baum, daß sie ihn nicht bemerkten, und sah zu. Auf einmal nahmen sie den Ochsen vom Feuer und zerrissen ihn in Stücke. Ein Hüne wollte gerade einen Schenkel zum Munde führen, da plagte den Jungen der Mutwille; er nahm seine Windbüchse, zielte und schoß ihm den Schenkel vom Mund fort. „Was bläst du so“, rief der Hüne seinem Nachbarn zu, „daß mir der Bissen entfällt?“ „Ich habe nicht geblasen!“ sprach der und wollte eben ein Schaff (Zuber), das sie als Becher gebrauchten, mit Wein zum Munde führen; da schoß

der Junge wieder, daß das Schaff sprang und der Wein dem Hünen in den Bart und zur Erde floß. Der dritte Hüne lag auf dem Boden, und als er das sah, mußte er lachen. „Aha, du hast geblasen und gestoßen!“ riefen die zwei andern und wollten über ihn herfallen; auf einmal – puß! – war dem dritten Hünen, wie er den Mund wieder öffnete und lachte, ein Zahn herausgeschossen. „Wer hat mich mit einem Steinchen geworfen?“ rief er und brüllte vor Schmerz. Da sahen sie ein, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, und sprachen: „Es muß ein Erdwurm in der Nähe sein“, und fingen an zu suchen und zu schnuppern. Von dem heftigen Atmen der Hünen rauschten die Blätter, und der Junge fing an zu zittern. Endlich sah ihn einer, wie er oben in einem Zweige saß. „Aha! haben wir dich, du loser Vogel! Gleich herunter mit dir!“ Der Knabe wollte anfangs nicht; da rief einer von den Hünen: „Wenn du nicht gleich kommst, reiße ich den Baum aus und werfe dich mitsamt aufs Feuer!“ Nun dachte der Junge, sterben müsse er ohnehin, er wolle es mit Gutem versuchen, und kletterte hinunter. Als ihn der Hüne erreichen konnte, packte er ihn am Hosentoppert mit zwei Fingern, um ihn nicht zu zerdrücken, brachte ihn zum Feuer und stellte ihn ins Licht. „Hast du auf uns geworfen, du kleiner Wicht? Sage es nur; es soll dir nichts geschehen!“ Da sagte der Junge, er habe da ein Blaserohr, und mit dem habe er's versucht! „Du kannst verwünscht gut treffen; das ist aber prächtig; wir haben schon lange auf so einen gewartet. Du sollst gleich deine Kunst wieder versuchen. Wir gehen zur königlichen Burg, um die Königstochter zu stehlen; bekommen wir die, so brauchen wir nichts mehr; denn alle Reichtümer stehen uns dann offen. In der nächsten Stunde, von zwölf bis ein Uhr, schläft alles im Schlosse; nur ein weißes Hündlein geht um die Mauer und wacht. Das war allein schuld daran, daß wir bisher nicht hineinkonnten; denn waren wir an der Mauer, so bellte es, und gleich erwachte alles im Schlosse. Du sollst nun das Hündlein schießen!“

Damit machten sie sich auf den Weg. Allein die Hünen hatten nur zwei, drei Schritte getan, so hatten sie den Kleinen auch schon aus dem Gesicht verloren; er lief zwar in einem Fort neben ihnen her, und doch konnte er nicht nachkommen. Da kehrte einer der Hünen um, setzte ihn vorn auf seinen Hut, und jetzt taten sie noch einige Schritte, so sahen sie die Burg, und es ging das weiße Hündlein wieder auf der Mauer herum. Da setzte der Hüne den Kleinen nieder und sprach: „Kriech du näher, du bist ja nur wie ein Käfer; dich wird es nicht sehen, und schieß es zusammen.“ Der Knabe schlich bis auf Schußweite vorwärts, setzte an, und – puff! – lag das Hündlein im Graben. Nun schritten die Hünen herbei, durchbohrten die Mauer und schickten den Kleinen durch das Loch in die Burg. Durch die ersten beiden Zimmer, sagten sie, solle er nur hindurchgehen; in dem dritten liege die Prinzessin im Bett und schlafe; er sollte sie nehmen und ihnen bringen. Der Junge kroch durch das Loch und kam in den Burghof; alle Wächter schliefen; er ging durch die beiden Zimmer; auch da schlief im ersten der König und im zweiten die Königin. Im dritten aber lag die Königstochter in einem seidenen Bett und war schön wie ein Bild, daß er sich nicht satt sehen konnte. Da erblickte er an der Wand ein Schwert und eine Flasche und darunter stand geschrieben: „Wer dreimal aus mir trinkt, kann das Schwert schwingen und damit alles erlösen!“ „Ah!“ dachte er gleich, „damit kannst du dir die Hünen vom Halse schaffen!“ Er versuchte das Schwert herunterzulangen; doch es rührte sich nicht. Er trank einmal; da nahm er's herunter, aber es entsank ihm aus der Hand; er trank zum zweitenmal, da konnte er's schon heben; er trank zum drittenmal, da schwang er's in der Luft wie eine Feder. „Das ist alles gut!“ dachte er; „bevor du aber fortgehst, mußt du ein wenig bei der schönen Prinzessin schlafen!“ Er legte sich neben sie ins Bett und schlief. Wie er aber erwachte, sprang er schnell auf, nahm das Schwert und lief hinaus; denn es waren nur noch wenige

Minuten bis zu der Zeit, wo alles im Schloß erwachte. Den Hünen war das Warten draußen schon zu lang geworden, sie hatten das Loch in der Mauer viel größer gemacht und wollten eben auch durchkriechen. „Kommst du einmal!“ riefen sie, als sie den Kleinen sahen. „Wie steht es?“ „Ihr müßt auch herein; ich kann sie allein nicht tragen; nur schnell.“ Da zwängte sich der erste durch das Loch, und wie er ganz drinnen war, hieb ihm der Junge mit einem Schlag den Kopf ab; da kam der zweite, dem machte er's ebenso; es kam der dritte; es geschah ihm ein Gleiches. Dann nahm er von jedem Hünen die Zunge, steckte sie ein, wischte das Schwert, lief in das Zimmer und hing es an seiner Stelle auf, preßte noch einmal seine Lippen der schönen Prinzessin auf die Stirne, streifte ihr einen Ring vom Finger und eilte damit fort. Kaum war er durchs Loch gekrochen, so schlug es vom Schloßthurm eins, und nun fing allmählich alles an zu erwachen. Ein Hauptmann ging aber zuerst um die Mauer; auf einmal sah er die drei großen Hünenleiber und die drei Häupter daneben. „Ha, ha!“ dachte er, „das ist vortrefflich!“ Er ging gleich hin und machte sein Schwert blutig; dann ließ er Lärm schlagen, und gleich kam alles Volk zusammen, und auch der König eilte herbei. Da zeigte er die Hünen und sprach: „Nach langem Kampfe habe ich sie getötet!“ Der König aber hatte versprochen, seine Tochter dem zur Gemahlin zu geben, der diese Ungeheuer umbringen würde; er freute sich sehr, daß man der Landplage nun einmal los geworden, und ging zu seiner Tochter und meldete ihr das frohe Ereignis. Sie aber fühlte noch auf ihrer Stirn den brennenden Kuß und hatte wie im Traume den jungen Helden gesehen, wie er neben ihr gelegen und wie er das Schwert geschwungen hatte. Als sie jetzt den garstigen Hauptmann sah, der sich für den Hünentöter ausgab, so wußte sie, das sei nicht der rechte; sie wollte aber ihrem Vater nicht widerreden und sagte nur: ein Jahr sollte er ihr noch erlauben ledig zu bleiben und ihr eine Bitte erfüllen; auf Jahr und

Tag wollte sie dann mit ihrem Ketter die Hochzeit feiern. Das gewährte ihr der König gern, und nun bat sie ihren Vater, er solle an die Landstraße ein Wirtshaus bauen und sie mit ihren Mägden allein dort wohnen lassen. Als das Haus fertig war, zog sie ein und ließ auf das Schild schreiben: „Niemand finde hier ein Unterkommen um Geld; wer aber seinen Lebenslauf erzähle, werde gut aufgenommen und reichlich mit Speise und Trank bewirtet!“ Da sprachen eine Menge Pilger ein, und jeder erzählte für die gute Bewirtung seine Lebensgeschichte.

Als der Junge aus dem Schlosse hinaus war, eilte er zu seinen Brüdern und zu seiner Mutter in den Wald. Sie schlossen aber noch immer fort, und er wachte, bis der Tag anbrach. Jetzt weckte er sie, doch kam es ihnen noch immer zu frühe vor. „Ihr habt über die Zeit geschlafen“, sprach der Junge; „ich habe mir das Leben ausgewacht.“ „Schweig du, Dummrian, was weißt du, wie es an der Zeit ist.“ Nun standen sie endlich auf und gingen mit ihrer Mutter weiter; nach mancherlei Fährlichkeiten gelangten sie zur heiligen Waldkapelle im Morgenlande, verrichteten da ihr Gebet und kehrten dann wieder um und zogen heimwärts. Auf der Fahrt hatte der Junge mehrmals erzählt, was er in der Nacht getan habe, als sie geschlafen hätten; allein seine Mutter und seine Brüder lachten ihn aus, verspotteten ihn jedesmal und sprachen: „Du Hasenfuß hast ja wie ein Held geträumt!“ Endlich kamen sie auf dem Rückweg auch an das neue Wirtshaus, wo die Königstochter wohnte. Das Jahr ging bald zu Ende, und sie hatte vor kurzem einen schönen Knaben geboren. Da lasen die Brüder die Inschrift am Schild; den älteren und der Mutter kam das sonderbar vor, und sie sprachen: „Da gehen wir nicht hinein, wir haben ja Geld, was wollen wir unsere Lebensgeschichte erzählen.“ Aber dem Jüngsten war das gerade recht, und er sagte: „Ja, in der Nähe sei kein anderes Wirtshaus, und warum sollten sie denn ihren Lebenslauf nicht erzählen, man könne ja auch

mitunter lügen!“ Weil sie sich nun nicht anders helfen konnten, so gingen sie hinein; man gab ihnen zu essen und zu trinken, was und wieviel sie wünschten. Dann fingen sie an zu erzählen, zuerst die Mutter, darauf die beiden älteren Brüder. Das war alles gut und der Königstochter recht. Als es an den Jüngsten kam, sprach er: „Er wisse nicht, ob er erzählen solle, denn er müsse mitunter auch lügen.“ Die Mutter und die Brüder sprachen gleich: „Nein, nein, Dummrian darf nicht erzählen, der macht uns nur Schande mit seinen erträumten Lügen.“ Aber die Königstochter bestand darauf, daß er erzählen solle. Er hat aber, man solle ihn nicht unterbrechen, bis er zu Ende erzählt habe.

Nun fing er an, und bis in den Wald war seine Erzählung mit der seiner Mutter und seiner Brüder so ziemlich gleich; allein nun kam die Geschichte mit dem Löwen, dem Bären und dem Wolf. Da riefen seine Mutter und seine Brüder: „Nicht lügen, nicht lügen!“ „Nun ich unterbrochen bin“, rief er unwillig, „erzähle ich nicht weiter; ich sagte ja, ich würde mitunter auch lügen!“ Die Königstochter bat ihn aber so sehr, daß er fortfuhr. „Meine Geschichte klingt freilich lügenhaft, aber hier sind dafür die Beweise.“ Damit nahm er die Pfote von dem Löwen, Bären und Wolf heraus und zeigte sie. Der Königstochter klopfte das Herz, und sie dachte: „Aha, dieser ist es! Nur weiter, nur weiter!“ Jetzt kam die Geschichte mit den drei Hünen, wie er sie am Feuer gesehen, wie sie den Ochsen am Spieß gebraten, wie er auf den höchsten Baum gestiegen sei und alle drei gefoppt habe, wie sie ihn heruntergeholt hätten, und wie er dann mit ihnen vor das königliche Schloß gegangen sei, um ihnen die Königstochter stehlen zu helfen, wie er das weiße Hündlein auf der Mauer totgeschossen, dann durch das Loch, das die Hünen in die Mauer gemacht, hindurchgekrochen, ins Schloß und in die Zimmer gekommen sei. Im ersten Zimmer habe der König, im zweiten die Königin, im dritten die Königstochter geschlafen, und ein Schwert sei an der Wand

gehungen und eine Flasche, und unter dieser habe gestanden, wer dreimal daraus trinke, könne das Schwert schwingen und alles damit erhauen. Da habe er gleich an die plumpen und dummen Hünen gedacht, wie es doch jammerschade wäre, wenn sie die schöne Königstochter bekommen sollten. Er habe dann ein wenig neben der Königstochter geschlafen! „Er lügt, er lügt! Sagten wir's doch, er würde uns Schande machen!“ riefen zugleich die Mutter und seine älteren Brüder. „Und es muß doch wahr sein!“ sprach die Königstochter voller Freude, „o erzähle nur weiter!“ „Dann“, erzählte er fort, „sei er schnell aufgesprungen, habe das Schwert genommen und habe den drei Hünen im Hofe, wie sie einzeln durch das Mauerloch gekrochen wären, das Haupt abgeschlagen.“ „Oh, wie er wieder lügt!“ riefen seine Mutter und Brüder. „Nur weiter, nur weiter!“ rief die Königstochter, „bis zu Ende!“ Dann habe er das Blut vom Schwerte gewischt, habe es an seine Stelle gehängt und habe zuletzt der Königstochter noch einen feurigen Kuß gegeben; dann sei er fort; eben habe es auf dem Schloßthurm eins geschlagen, wie er hinausgekommen sei. Dann sei er zurück in den Wald zu seinen Brüdern und zu seiner Mutter, die hätten noch geschlafen; am Morgen seien sie dann miteinander weitergezogen nach der heiligen Waldkapelle im Morgenlande, und jetzt sei er hier. Die Geschichte mit der Königstochter und den Hünen sei freilich auch sehr wunderbar, aber er habe dafür auch die Wahrzeichen. Damit langte er die Hünenzungen hervor und den goldenen Ring, den er der Königstochter beim Weggehen vom Finger gestreift hatte. Sie erkannte den Ring gleich und konnte sich nicht länger halten und sprach: „Du bist mein Retter und mein Mann, siehe hier dein Kind!“ Die Mutter und die Brüder machten große Augen; sie mußten sich jetzt dareingeben und die Sache glauben.

Die Königstochter hielt aber noch alles verborgen; sie zog zu ihrem Vater und sagte, sie wolle nun, da das Jahr vorüber sei, mit ihrem Retter Hochzeit halten. Der Hauptmann

saß als Bräutigam an der Tafel und tat groß; die drei Brüder und ihre Mutter waren auch zugegen. Da bat die Königstochter den Hauptmann, er solle die Geschichte mit den Hünen erzählen. Dazu war er gleich bereit und fing an zu erzählen und log so viel zusammen, daß man in der Banner Pelzmühle, wo man die Lügen mahlt, in zehn Jahren nicht so viel zusammen mahlen kann. Da hatte er dieses und jenes getan und sehr viel Angst und Schweiß und Gefahr ausgestanden, bis er die drei Ungeheuer überwältigt hätte. Da sprach der Junge: „Womit könne er's beweisen, daß er die Hünen umgebracht habe?“ Da ließ der Hauptmann die Hünenhäupter hereinbringen. Der Junge aber sperrte die Mäuler auf und fragte, wo denn die Zungen seien? Da wußte der Hauptmann keinen rechten Bescheid, stockte und happerte und sprach: „Hünen hätten ja keine.“ Der Junge aber langte die Zungen hervor, und sie paßten genau. „Wer hat nun“, fragte der Junge, „die Hünen getötet, der, welcher die Häupter, oder der, welcher die Zungen hat?“ „Der die Zungen hat!“ riefen alle. Da wurde der Hauptmann ergriffen und für seinen bösen Betrug in ein Faß, das inwendig mit Nadeln besetzt war, hineingelegt und ins Meer gerollt.

Der Junge aber feierte jetzt die Hochzeit mit der schönen Königstochter und war glücklich und zufrieden. Seine Mutter und seine Brüder zogen heim und schämten sich, daß sie den Jüngsten für einen Dummrian gehalten und mißachtet hatten; der aber wurde bald König und blieb geehrt sein Leben lang.

Der Zigeuner in der Wolfsgrube

Ein Zigeuner kam bei der Nacht vom Medewischer Markt-Jahrmarkt (am 13. Juli) und war lustig und guter Dinge und taumelte auf der Landstraße fort und fiedelte dazu. Als er aber einen Seitenweg durch den Wald

einschlug, verirrte er sich und geriet in eine Wolfsgrube. Er krabbelte lange hin und her, um herauszukommen, allein die Wände waren zu hoch, es war umsonst. Da ergab er sich in sein Schicksal, setzte sich in eine Ecke und war ruhig. Nach einer Weile kam auch der Wolf und plumpste hinein; der bekam aber einen Schrecken, als er das schwarze Ungeheuer mit den roten Augen und den weißen Zähnen sah! Er zog sich in eine andere Ecke und verhielt sich auch ruhig. Bald danach kam auch der Fuchs die Straße und fiel hinein; der sah auch in der Ecke das schwarze Ungeheuer mit den roten Augen und den weißen Zähnen und dachte: „Das ist der leibhaftige Teufel!“ Und vor lauter Angst sah er gar nicht recht, wer in der andern Ecke war; er zog sich in die dritte Ecke und blieb auch ganz ruhig. Da kam zuletzt der Esel diesen Weg, und plumps rumpelte er auch hinein. Da sah er auch gleich das schwarze Ungeheuer mit den roten Augen und den weißen Zähnen und erschrak nicht weniger als die beiden andern; er schlich in die vierte Ecke.

Der Zigeuner zitterte vor Furcht; um sich zu beruhigen, nahm er seine Geige und fiedelte. Das aber kann weder der Wolf, noch der Fuchs, noch der Esel recht vertragen. Der Wolf heulte entsetzlich, der Fuchs bellte, der Esel iate. „Ah, seid Ihr es, Gevatter?“ rief der Fuchs zum Wolf und Esel; „wir sind verloren, wenn ihr nicht meinen Rat befolgt. Ihr Gevatter Esel, stellt Euch auf die Hinterbeine an die Wand, dann klettere ich und der Wolf über Euch hinaus, und wir ziehen Euch dann empor!“ Der Esel tat so, wie ihn der Fuchs geheißen hatte; da sprangen dieser und der Wolf sogleich hinaus; sie dachten aber gar nicht daran, den Esel hinaufzuziehen, sondern waren froh, daß sie nicht mehr bei dem schwarzen Ungeheuer in der Grube saßen; „helfe Euch Gott!“ riefen sie dem Esel zu und machten sich aus dem Staub. Nun war der Zigeuner nicht minder froh, als er den Esel allein da sah, denn jetzt erkannte er ihn; hörte auf zu spielen und sprach: „Fürchte dich nicht, Grauchen, ich bin ja der Midi

vom Graben, der deine Schuhe beschlagen hat!" Da verlor auch der Esel seine Angst und so schliefen beide ruhig bis an den Morgen.

Der Federkönig

Es waren einmal ein Paar arme Leute auf dem Feld und hatten auch ihr kleines Kind mit, das lag in einer Schaukel, die war aus Windeln und hing an vier Stecken. Auf einmal kam eine wilde Kage aus dem Wald, nahm das Kind und trug es fort in ihre Höhle; sie tat ihm aber nichts zu-leide, sondern pflegte es, brachte ihm Kräuter, Wurzeln und Erdbeeren, so daß es keine Not litt. Also wuchs es da auf in der Höhle; es war aber ein Knabe, und wie der groß war, sprach die Kage zu ihm: „Nun sollst du die Königstochter heiraten!“ — „Aber ich bin ja nackt“, sprach der Knabe, „wie soll ich vor den König gehen!“ — „Mache dir keine Sorgen, ich will dir gleich ein Kleid schaffen.“ Da lief die Kage in den Wald und hatte ein silbernes Pfeisfchen, sie blies einmal und zischelte und raschelte dann, und alsbald kamen viele Vögel und wilde Tiere zusammen. Sie nahm von jedem Vogel eine Feder, machte daraus ein Kleid und brachte es dem Knaben; dann führte sie ihn zu den Tieren und sprach: „Jetzt gehe zum König, diese Tiere müssen dir nachfolgen, dann sage beim Eintritt: ‚Herr König, der Federkönig schickt Euch dieses Geschenk!‘“ Also ging der Knabe in die Burg und sagte so, wie ihn die Kage gelehrt hatte.

Als der König die vielen Tiere sah, freute er sich und sprach: „Das muß ein reicher König sein!“ Den folgenden Tag schickte die Kage den Knaben wieder mit vielen Tieren hin und beschied ihn, er solle sagen: „Das ist wieder ein Geschenk vom Federkönig“, und wenn der König sich verwundere und sage: „Wie lieb wäre es mir, wenn ein so reicher König meine Tochter zur Frau nähme“, da solle er nur sprechen: „Ja, das werde der Federkönig gerne tun und nach

drei Tagen werde er kommen und Hochzeit halten.“ So geschah es, wie der Knabe in die Burg kam. Der König freute sich über das neue Geschenk und verwunderte sich sehr und sagte, wie er so sehr wünsche, daß ein so reicher König seine Tochter zur Frau nähme. Da antwortete der Knabe, wie ihn die Kaze gelehrt hatte, der Federkönig werde das gerne tun und nach drei Tagen kommen und Hochzeit halten. Als die Zeit um war, lief die Kaze wieder in den Wald und blies auf dem silbernen Pfeifchen dreimal und zischelte und raschelte dreimal nach Kazenart. Da kamen alle Vögel und wilden Tiere zusammen, und die Kaze wählte jetzt die schönsten und farbigsten Federn und machte daraus einen Mantel, der glitzerte und glänzte wie der Sternenhimmel, und gab ihn dem Knaben. Diesmal ging auch die Kaze mit nach Hofe. Als sie nicht weit vom Schlosse waren, sprach sie zum Knaben: „Jetzt wirf dein altes Federkleid fort, ich bringe dir gleich schöne Kleider aus dem Schlosse; denn den Federmantel sollst du nur zum Schmuck gebrauchen.“ Damit lief sie schnell ins Schloß und rief: „Nur schnell königliche Kleider her, der Federkönig kommt und ist in einen Sumpf gefallen, er braucht frische Kleider!“ Da gab der König seine besten Kleider hin, und die Kaze lief damit und brachte sie dem Knaben und kleidete ihn an.

Also kam er jetzt in die Burg, und ihm folgten alle Tiere nach. Wie er aber eintrat ins Schloß, legte er den Federmantel um, der glitzerte und glänzte, daß man es kaum aushalten konnte. Da freuten sich der König und die Königs-tochter über den reichen Bräutigam. Als aber die Hochzeit vorüber war, sprach der König: „Ich möchte doch gerne dein Land und deinen Palast sehen, ich fahre mit!“ Wie nun der Federkönig mit seiner jungen Frau im Wagen saß, sah er immer auf seine schönen Kleider und nicht auf seine Frau. Das merkte die Kaze, sprang ihm in den Nacken und tschack! trugte sie ihn einmal. „Sieh doch auf deine Frau!“ flüsterte sie, „wenn du aber dich wieder vergiffest und man dich fragt,

warum du immer auf deine schönen Kleider schauest, so sage, du habest daheim viel schönere.“ Damit lief die Kaze fort und war immer voraus. Der Federkönig sah bald wieder auf seine schönen Kleider. Da fragte ihn die junge Frau: „Warum das?“ Er antwortete: „Ich habe daheim viel schönere.“ Nun kam die Kaze zu einer großen Schafherde; sie lief zum Hirten, sprang ihm in den Nacken und tschack! fraßte sie ihn einmal, daß ihm das Blut floß. „Wenn man dich fragt, wem diese Herde gehöre, so sprich: ‚Dem Federkönig!‘ sonst komme ich wieder und zerfraße dich ganz.“ Als nun der König und das junge Paar hinkamen, fragte der König den Hirten: „Wem gehört denn diese schöne Herde?“ Der Hirt sprach: „Die gehört dem Federkönig“, denn er wollte nicht noch einmal so gefraßt werden. „Ja, die ist mein“, sagte gleich der Knabe, denn er merkte, das hatte die Kaze so angestellt.

Bald darauf kamen sie zu einer großen Büffelherde; die Kaze war aber schon dagewesen und hatte den Hirten auch einmal gefraßt und ihm gesagt, wenn er nicht spreche, die Herde gehöre dem Federkönig, so werde sie ihn ganz zertragen. Als nun der König fragte: „Wem gehört denn die schöne Herde?“ so sprach der Hirte: „Na, die gehört dem Federkönig“, denn er wollte nicht noch mehr zerfraßt werden. „Ja, die ist mein“, sagte der Junge im Wagen, und der König wunderte sich sehr und sprach: „Ich hätte doch nie geglaubt, daß du so reich wärest!“ Danach kamen sie auch zu einer Roßherde; auch da war die Kaze schon gewesen und hatte den Hirten gefraßt und ihm gesagt, wie er sprechen müsse; und als der König fragte: „Wem gehört denn die große Roßherde?“ so sprach er: „Na, dem Federkönig!“ denn er wollte nicht noch einmal gefraßt werden. „Ja, die ist auch mein!“ sagte der Junge im Wagen. „Jetzt glaube ich, daß du viel reicher bist und auch daheim alles viel schöner haben wirst, als ich!“ sprach der König.

Endlich gelangten sie in ein Schloß, das gehörte einem

mächtigen Zauberer; da war alles von Gold und Silber, Kristall und Edelsteinen, auf das schönste geordnet, und der Tisch stand gedeckt; sie setzten sich gleich und aßen. Die Katze aber blieb vor der Türe und hielt Wache. Nicht lange, so kam der Zauberer und polterte und lärmte: „Räuber in meinem Schloß, an meinem Tisch! Aha! wehe euch!“ Die Katze aber stand in der Türe und ließ ihn nicht ein und sprach: „So sage mir nur erst, bist du wirklich der große Zauberer, für den man dich hält? Man erzählt, du könntest dich in was immer, in große und kleine Tiere verwandeln!“ – „Ja, das ist mir eine Kleinigkeit!“ sprach er und verwandelte sich gleich in einen Löwen. Da fürchtete sich die Katze und sprang aufs Dach. „Das ist wohl gegangen!“ rief die Katze; „nun aber möchte ich sehen, ob du dich in ein kleines Tier, in eine Maus, verwandeln kannst, das ist gewiß schwer und dir nicht möglich!“ Sogleich verwandelte sich der Zauberer in eine Maus, und im Nu sprang die Katze vom Dach herunter auf die Maus und zerriß sie.

Nun rief sie den Jungen aus dem Saal hinaus und sprach: „Meiner Hilfe bedarfst du nicht weiter, das Schloß und alles, was darin und darum ist, und die großen Herden, die du gesehen hast, sind nun wirklich dein, denn ich habe den Zauberer, dem das alles gehörte, umgebracht! Jetzt aber verlange ich von dir einen Dienst; nimm dein Schwert und schlage mir das Haupt ab.“ Aber der Junge wollte nicht und sprach: „Wie könnte ich so undankbar sein!“ – „Wenn du es nicht gleich tust, so krake ich dir die Augen aus!“ Da nahm er ein Schwert, und auf einen Hieb flog das Haupt fort; aber sieh, da stand auf einmal eine wunderschöne Frau. Der Junge nahm sie gleich an den Arm und führte sie hinein an die Tafel und sprach: „Das ist meine Mutter!“ Die Frau aber gefiel dem alten König sehr, und weil seine erste Gemahlin gestorben war, so nahm er ihre Hand und sprach: „Sollen wir nicht auch Hochzeit feiern?“ Sie war nicht dawider, und so dauerte das Fest noch acht Tage. Darauf zog

der alte König mit seiner neuen Frau heim; der Junge aber mit der Königstochter blieb im Zauberschloß und war reicher als sieben Könige.

Der eiserne Hans

Es war einmal ein Paar Eheleute, die hatten keine Kinder, und der Mann klagte das seiner Frau, warum sie ihm keine Kinder gebäre. „Lieber Mann, du bist ein Schmied“, sagte die Frau, „du kannst dir ja ein Kind schmieden, wenn du gerade eines haben willst!“ Das ließ sich der Mann nicht zweimal sagen; er nahm zehn Zentner Eisen und schmiedete aus sieben Zentnern sich einen kleinen Sohn, aus drei Zentnern machte er eine Geißel, die gab er ihm in die Hand und siehe, der Knabe war frisch und gesund und ging munter einher. Da freute sich sein Vater, und auch seine Mutter ließ sich den festen Kerl gefallen, und sie nannten ihn Eisenhans. Aber bald, wie er etwas wuchs, wurde er ihnen lästig und zuviel, denn er aß ihnen alles fort und wurde doch nie satt; seine Mutter mußte immer in einem großen Kessel kochen. Als er nun zu einem Jünglinge herangewachsen war, konnten sie es nicht mehr aushalten, und sie sprachen untereinander: „Wenn er noch acht Tage bei uns bleibt, so frißt er uns ganz auf mit Haus und Hof.“ Drum sagten sie ihm, er sei jetzt groß und stark genug, er solle dienen gehen. Eisenhans war froh, daß er die Welt sehen sollte, nahm seine Peitsche und ging. Da kam er abends in ein Dorf und ging gerade vor das Pfarrhaus, nahm seine Geißel und peitschte so stark, daß alle Katzen zusammenliefen; er peitschte noch einmal und noch einmal hintereinander so sehr, daß die Knechte und Dienstmägde heraustraten und der Pfarrer ans Fenster lief, um zu sehen, was es gebe. Da fragte er, ob man ihn nicht als Knecht aufnehmen wolle. Weil er so derb aussah, dachte der Pfarrer, der ist wohl zu brauchen; du hast zwar schon zwölf Knechte, aber wo zwölf essen, kann auch

der dreizehnte mitessen. „Komme herein!“ rief er laut, „ich nehme dich an!“ Die Knechte, die im Felde den Tag über schwer gearbeitet hatten und sehr hungrig waren, traten eben zur Schüssel, und der neue Knecht wurde auch an den Tisch gesetzt; er aß aber mehr als alle zwölf zusammen, und die Schüssel war gleich leer und jene blieben hungrig. Wenn er auch so arbeitet, wie er ist, so ist es recht, dachte der Pfarrer.

Den andern Tag standen die zwölf Knechte wie gewöhnlich früh auf und gingen ins Heu. Der Eisenhans aber schlief bis Mittag, und als man den Mägden das Essen auf den Tisch setzte, stand er auf und aß mit, und in kurzem war die Schüssel geleert. Den Knechten hatte man eben das Essen hinausgeschickt, da machte er sich auf und ging auch ins Feld und aß auch denen alles fort, dann legte er sich nieder und schlief. Die Knechte aber verdroß das, und sie sprachen untereinander: „Der ißt uns alles fort und tut gar nichts, kommt, wir wecken ihn auf, er soll auch arbeiten.“ Da kamen sie über ihn mit Reisern und fuhren ihm damit übers Gesicht; er wehrte anfangs mit der Hand ab und glaubte, es seien Ochsenfliegen, die ihn bisßen; endlich, da es zu arg wurde, erwachte er. Da sprang er auf und packte alle zwölf, jeden an einem Fuß, und sprach: „Jetzt will ich gleich arbeiten!“ Da kehrte er mit ihnen, indem sie mit den Händen auf dem Boden herumkrabbelten, das Heu von der ganzen Wiese zusammen. Als er fertig war, ließ er sie los, und sogleich eilten sie mit blutigen Händen und viele hinkend nach Hause und klagten ihrem Herrn. Der Pfarrer schlug die Hände zusammen, als er hörte, was der Eisenhans getan, aber er getraute sich nicht, den Knecht zur Rede zu setzen.

Den andern Tag fuhren die zwölf ganz früh in den Wald nach Holz; der Eisenhans schlief abermals bis gegen Mittag. Als er aufstand, aß er zuerst wieder den Mägden alles weg; dann spannte er die vier letzten Ochsen an und fuhr auch in den Wald. Es war aber an einer Stelle eine so große Kot-

laße, daß der Wagen samt den Ochsen steckenblieb. Doch Eisenhans bedachte sich nicht lange, er packte den Wagen samt den Ochsen und hob sie hinaus. Wie er nun in den Wald hineinfuhr, kam auf einmal ein fürchterlicher Wolf und schrie: „Jetzt fresse ich dir einen Ochsen!“ „Meinetwegen, aber dann mußt du ziehen, das sage ich dir!“ sprach Eisenhans. Kaum hatte der Wolf den Ochsen niedergerissen, so packte ihn Eisenhans am Genick und spannte ihn ein. Nach kurzer Zeit kam ein dreibeiniger Hase und rief ebenfalls: „Ich fresse dir einen Ochsen!“ „Gut, dann mußt du ziehen!“ und wie der Hase den Ochsen niedergerissen, packte ihn Eisenhans und spannte ihn neben den Wolf. Nicht lange, so kam der Teufel und sprach: „Jetzt zerbreche ich dir die Achse!“ „Es ist mir recht“, sagte Eisenhans, „aber dann mache ich dich zur Achse!“ Der Teufel dachte, das sei ja nur so geredet; kaum hatte er jedoch die Achse zerbrochen, so packte ihn Eisenhans am Kragen und machte ihn zur Achse. Seine zwölf Mittknechte hatten ihren Wagen schon alle beladen und fuhren heim. Da rief er ihnen zu: „Ich werde doch eher nach Hause kommen als ihr und hundertmal mehr Holz führen als ihr alle zusammen.“ Sie aber lachten und fuhren weiter. Er band nun den halben Wald auf und um den Wagen hinter die beiden Ochsen, hinter den Wolf und Hasen und dem Teufel aufs Genick und kehrte heimwärts.

Als er aus dem Wald hinausfuhr, so sah er die zwölf Wagen, wie er sich's gedacht hatte, noch im Kote stecken. Er nahm jetzt sein Holz samt dem Gespann auf seinen Nacken und trug sie über die schlechte Stelle hinüber; dann hob er auch die andern Wagen hinaus; sie mußten aber hinter ihm fahren. Als er ins Dorf kam, knallte er mit seiner eisernen Geißel und rief:

„Hi Wülf, tschâ Hôs!

Drâg Deuwel un der Os!“

Da kamen alle Leute herbei und sahen den sonderbaren

Aufzug, den Wolf und den Hasen voran, dann die beiden Ochsen, dann den Teufel als Achse und auf und um den Wagen den halben Wald, wie er nachgeschleppt wurde. Als der Pfarrer ihn kommen sah, so wurde er doch auch ängstlich und dachte: der ist dir gefährlich, du mußt ihm auf eine Art Christtag¹ machen. Der Eisenhans löste sein Gespann ab, band den Wolf und Hasen neben die Ochsen an die Krippe und sie mußten auch Heu fressen. Den Teufel band er los, versezte ihm noch eins mit seiner Geißel und ließ ihn dann laufen; der rannte hinkend und heulend in einem fort bis in die Hölle.

Den andern Tag ließ der Pfarrer den Eisenhans vor sich kommen und sagte, die Teufel hätten ihm eine Tochter geraubt; wenn er sie ihm heimbrächte, so wolle er ihm einen Saß voll Geld geben, wie er ihn nur tragen könnte. Der Pfarrer aber wollte den Knecht nur auf eine gute Art los werden; bei sich dachte er: der kommt dir nicht wieder. Eisenhans war froh; denn er hatte viel von der Hölle gehört und wollte sich einmal die Gelegenheit besehen; er nahm seine Geißel und machte sich auf den Weg. Als er vors Höllentor kam, knallte er einmal mit seiner Geißel und rief: „Macht mir auf!“ Da entsezten sich die Teufel und liefen zusammen und fragten einander, wer das wohl wäre? Da sah der Hinkende durch die Torriße und erblickte den Fremden. „Wehe uns, es ist der Eisenhans“, schrie er und lief in den dunkelsten Winkel der Hölle, und die andern liefen ihm nach. Dem Eisenhans ward endlich die Zeit draußen zu lang, er stieß das Höllentor ein, und das frachte fürchterlich im Fall. In der ganzen Hölle war aber niemand zu sehen als die Verdammten, die an Pflöcken angebunden lagen. Eisenhans machte sie alle frei. „Wenn ich doch nur die Tochter des Pfarrers fände!“ seufzte er. „Die ist dahinten in dem dunkeln Winkel!“ riefen ein paar von den Verdammten und liefen dann fröhlich mit den andern zum

¹ Christtag als Zeitpunkt des Gesindewechsels.

offenen Höllentor hinaus. Eisenhans fand sie, machte sie frei und führte sie hinaus. Dann hob er das Höllentor wieder auf und verriegelte und verrammelte es von außen, daß kein Teufel herauskommen könne, nahm darauf die Pfarrerstochter auf seine Schultern und zog heimwärts. Der Pfarrer lag gerade im Fenster, als er ankam, und entsetzte sich nicht wenig, als er auf einmal den Eisenhans erblickte. Der aber sprach: „Das ist Eure Tochter“, nahm sie von seinen Schultern und setzte sie durchs Fenster ins Zimmer. „Nun gib mir das versprochene Geld, aber einen Sack voll, soviel ich tragen kann, sonst geht es Euch schlecht!“ Eisenhans nahm hundert Ellen Leinwand und rief sieben Schneider herbei, die mußten ihm gleich einen Sack machen, den trug er dann zum Pfarrer und sprach: „Den füllt mir!“ Der Pfarrer ließ all sein Korn hineinschütten und machte ihn voll, oben aber legte er all sein Geld. Eisenhans merkte das nicht, war zufrieden, nahm den Sack auf eine Schulter und ging nach Hause. „Da bringe ich euch etwas zum Geschenk!“ sagte er zu seinem Vater und zu seiner Mutter, „ihr sollt mich nicht umsonst gefüttert haben!“ Damit warf er den Sack zu Boden, nahm seine Geißel und ging wieder in die Welt; die Alten aber hatten mit dem Korn und Geld ihr Lebtag genug.

Dom Totengräber

Es war einmal ein Totengräber, der machte ein Grab auf dem Friedhof. Als er so grub, warf er ein Totengebein aus der Erde heraus. Er stieß mit dem Fuß an den Schädel und rief im Übermut: „Komm heute zu uns zum Abendessen!“ Doch wie erstaunte er, als es auf einmal eine Stimme hatte, die ihm Bescheid gab und sprach: „Es ist gut, um welche Zeit soll ich kommen?“ Er antwortete: „Um sieben.“ Nun aber wurde er ängstlich und ging zum Herrn Pfarrer und fragte ihn, was er tun solle. Der Pfarrer sagte, er solle

nach Hause gehen, das Abendessen bereiten und in einem frommen Buche lesen.

Der Totengräber tat, wie ihm der Pfarrer geraten hatte. Um sieben Uhr klopfte es, und herein trat eine schwankende Gestalt und sagte: „Du hast mich zum Abendessen geladen, und ich bin gekommen!“ Der Totengräber sprach in seiner Angst, es wäre ihm lieb, er solle sich nur setzen und essen. Als der Gast gegessen hatte, dankte er und lud seinen Gastgeber nun für den folgenden Abend selbst um dieselbe Zeit zum Abendessen ein. Der Totengräber wurde noch ängstlicher, entschuldigte sich, er könne nicht kommen, aber der Gast nötigte ihn so lange, bis er einwilligte.

Aus Angst konnte der Totengräber die ganze Nacht nicht schlafen. Am Morgen ging er wieder zum Pfarrer und fragte, was er jetzt zu tun habe. Der Pfarrer riet ihm, habe er nun einmal die Einladung angenommen, so solle er getrostens Herzens an die bezeichnete Stelle auf den Friedhof gehen. Vorher aber wolle er ihm das heilige Abendmahl reichen.

Pünktlich um sieben Uhr ging der Totengräber auf den Friedhof an die Stelle, die ihm der Tote gesagt hatte. Da öffnete der Geist eine Türe. Aus einer Stube gingen sie in eine andere, wo eine Frau das Abendessen bereitete. Der Geist sprach: „Das Abendessen ist noch nicht fertig, geh ans Fenster und schau auf die Gasse.“ Da sah der Totengräber zwei weiße Hunde im Streit auf einem Ölbaume vor dem Fenster. Vom Ölbaume fiel ein Blatt herab. Der Geist fragte den Totengräber, was er gesehen habe. Der erzählte ihm vom Ölbaume und von den Hunden. Da antwortete der Geist, was das Ölblatt bedeute, das könne er ihm jetzt nicht sagen, aber die streitenden Hunde seien zwei Menschen, die sich im Leben immer gezannt hätten. Und er sagte: „Bleib stehen und sieh weiter, das Abendessen ist noch nicht fertig.“ Da sah der Totengräber zwei Frauen, die um ein Sieb stritten und sich damit schlügen. Auch einen Mann sah er mit

einem Schiebkarren Erde führen. Wieder fiel ein Ölblatt vom Baume.

Jetzt fragte der Geist, was er gesehen habe, jetzt sei das Abendessen fertig, und er deutete ihm das Gesehene also: Die beiden Frauen hätten auch im Leben immer gestritten, und der Mann sei ein Landmann gewesen, der dem Nachbar immer abackerte.

Nun aßen beide ihr gutes Abendessen. Bis sie gegessen hatten, fiel ein drittes Ölblatt vom Baume.

Der Totengräber dankte und ging mit dem Geist wieder durch die beiden Zimmer nach dem Friedhof. Wie er aber in die Stadt kam, sah sie ihm ganz anders aus. Er ging zum Herrn Pfarrer, doch dieser kannte ihn nicht. Er erzählte ihm, was er erlebt hatte. Nun erinnerte sich der Pfarrer, daß er in einer alten Schrift einen Bericht gelesen hatte, vor dreihundert Jahren sei ein Mann auf dem Friedhose verschwunden und nicht wiedergekommen. Jedes Ölblatt, das er hatte fallen sehen, bedeutete ein Jahrhundert, und drei Jahrhunderte waren ihm so rasch wie eine Stunde vergangen.

Der Totengräber war noch ein junger Mann, als er zum Pfarrer ging, während dieser aber die alte Erzählung fand und ihm vorlas, wurden seine Haare immer weißer, bis sie ganz schneeweiß waren. Da zerfiel er in Staub. Nun, die Mär ist aus.

Der Vogel Wehmus

Es war einmal ein Pfarrer und eine Pfarrerin, die hatten drei Söhne. Von diesen waren die ältesten stolz und übermütig, der jüngste aber demütig und bescheiden. Während die beiden älteren herumzogen und großtaten, mußte der kleine zu Hause bleiben, und darum nannten ihn die anderen nur Eschpodder¹.

Da geschah es, daß der Pfarrer einmal schwerkrank wurde

¹ Aschenputtel.

und große Pein leiden mußte. Alle Ärzte im Lande berief man zu ihm, aber keiner konnte ihm helfen. An einem Tage aber kam um elf Uhr gegen Mittag ein wunderbarer Vogel, setzte sich auf den First des Pfarrhauses und begann zu singen. Wie er aber sang, klang es wie ferne Musik, und Perlen fielen von seinem Schnabel. Im selben Augenblick, wie der Vogel zu singen begann, erhob sich der Pfarrer von seinem Krankenbett und war gesund. Als aber der Vogel um zwölf Uhr aufhörte und fortzog, überkamen ihn die früheren Schmerzen wieder, und er mußte sich wieder niederlegen. Tag für Tag kam nun der wundersame Vogel und immer, wenn er sang, wurde der Pfarrer gesund und immer, wenn er aufhörte, überkam ihn seine Krankheit wieder.

„Mutter“, sagte eines Tages der älteste Sohn zu der Pfarrerin, „wenn der Vater von dem Gesang des Vogels gesund wird, so müssen wir den Vogel fangen und dem Vater in das Zimmer bringen. Ich habe gesehen, wozu er seinen Weg nimmt. Backe mir einen Eschhibes¹, ich will mich aufmachen und ihn fangen.“

Die Mutter gab ihm recht, buß ihm einen Honigkuchen und füllte ihm eine Flasche mit süßem Wein, sackte ihm alles in den Tornister ein, und da machte er sich auf den Weg. So ging er und kam gegen Abend auf einen Hügel, über den er den Vogel täglich hatte fliegen sehen. Er war müde und hungrig, setzte sich nieder und packte seinen Tornister aus, aß den Honigkuchen und trank den Wein dazu. Kaum hatte er sich aber gesetzt, so kam ein Fuchs vorbei: „Guten Abend, Bruder!“ grüßte er ihn. „Guten Abend!“ „Gott segne dir den Abendimbiß. Möchtest du mir nicht auch ein Stückchen mitteilen?“ „O ja, siehst du diesen Stoß hier? Mit dem will ich dir Abendimbiß geben, komm nur her!“ antwortete ihm der Pfarrerssohn und warf mit dem Stoß nach ihm. Da lief der Fuchs in den Wald und verschwand dort. Endlich kam auch der wunderbare Vogel, flog über den Hügel und nahm

¹ Aschenkuchen.

seinen Weg auf ein Gepluder¹ zu. Ha! dachte der Junge, da will ich dich schon fangen, wartete noch eine Weile, bis es zuschemmerte², ging dann hin zu dem Gestrüpp und griff hinein in der Meinung, er würde ihn ganz sicher im Neste fangen. Aber er machte nur ein langes Gesicht, denn es war nichts dort, und als es im Strauche raschelte, glaubte er, der Vogel sei fortgeflogen. So machte er sich denn auf und ging mit langer Nase heim.

Am nächsten Tage trat der zweite Sohn vor die Pfarrerin und sprach: „Mein Bruder hat den Wundervogel nicht fangen können, aber mir wird er nicht entkommen. Bade mir einen Eschenhibes, ich will mich aufmachen und ihn fangen.“

Da buß ihm die Mutter einen mären Hibes³, füllte ihm eine Flasche Wein, packte ihm alles ein, und als die Sonne zu steigen begann, war er schon auf dem Weg. Er ging und ging, bis es Abend wurde, und als er auf dem Hügel angelangt war, über den der Vogel immer geflogen war, setzte er sich müde nieder, nahm seinen Kuchen und Wein aus dem Tornister und wollte sich gerade seinen Hunger und Durst stillen. Kaum hatte er den Kuchen angebrochen, so kam wieder der Fuchs und sagte: „Guten Abend, Bruder!“ „Guten Abend!“ dankte der Pfarrerssohn. „Gott segne dir den Abendimbiß! Möchtest du mir nicht auch ein Stückchen mitteilen?“ „O ja“, erwiderte der Pfarrerssohn, „siehst du diesen Stoß hier? Mit dem will ich dir Abendimbiß geben, daß dir der Hunger für immer vergeht“, und warf mit dem Stoß nach ihm. Er traf ihn aber nicht, und der Fuchs lief in den Wald. Bald kam auch der Wundervogel über den Hügel geflogen und verschwand in dem nahen Gebüsch. Der Pfarrerssohn wartete noch eine Weile, bis es dunkler geworden war, dann ging er hin, um ihn zu fangen. Aber er griff umsonst hinein, er fand nichts, und als das Gesträuch rauschte, dachte er, der Vogel wäre fortgeflogen. So mußte er denn

¹ Gebüsch. ² dämmerte. ³ Butterfuchen.

heimkehren und hatte sich kein größeres Lob verdient als sein Bruder.

Nun wollte sich auch der dritte Sohn aufmachen, den Vogel zu suchen. Er trat vor seine Mutter und sprach: „Wenn meine zwei Brüder den Wundervogel nicht haben fangen können, so fange ich ihn gewiß. Backe mir einen Eschenhibes, und ich will mein Glück versuchen.“ „Was? du Eschpodder solltest mehr verstehen als wir Erfahrenen?“ riefen die zwei Älteren, „bleib zu Hause, in der Esch, du machst uns sonst nur noch Schande!“

Der Eschpodder aber ließ nicht ab, bis ihm seine Mutter einen Eschenhibes buk und ihm eine Flasche Wasser auf den Weg mitgab. So machte er sich denn auf und ging bis auf den Hügel, über den der Vogel immer geflogen war, lagerte sich auf den Boden und begann seinen Eschenhibes zu verzehren. Kaum hatte er ihn angebrochen, so kam auch schon der Fuchs heran und sagte: „Guten Abend, Bruder!“ „Guten Abend!“ dankte der Pfarrerssohn. „Gott gesegne dir den Abendimbiss! Ich bin so hungrig, möchtest du mir nicht auch ein Stückchen mitteilen?“ „O gerne“, entgegnete er dem Fuchs, „komm nur herzu und setze dich zu mir!“ Der Fuchs lagerte sich neben ihn, und als sie aßen, fragte der Fuchs den Pfarrerssohn, auf was für einem Weg er wäre. Da erzählte ihm dieser, wie sein Vater so schwer krank sei und er nur durch den Gesang des Wundervogels geheilt werden könne. Den wäre er gekommen zu fangen.

„Wenn du denkst, der wäre hier“, sagte darauf der Fuchs, „so täuschest du dich. Er fliegt nur durch das Gestrüpp durch, weit, weit zu einem reichen König. Dem gehört er und sitzt in einem goldenen Käfig. Willst du den zu deinem Vater tragen, so will ich dich hinführen, und wenn du den König darum bittest, wird der dir ihn sicher geben.“

Der Aschenputtel freute sich über diese Worte, und sie machten sich gleich auf. Drei Tage und drei Nächte gingen sie in einem fort, bis sie auf eine schöne Wiese kamen, an

deren Ende war ein großer Garten. Da drinnen wäre das Schloß des Königs, sagte der Fuchs, er solle nur hineingehen; er wolle schon warten, bis er herauskäme. Vor den zwei Ungeheuern aber, die die Türe bewachten, solle er nicht erschrecken, sondern nur sprechen:

„Drachen, dreht de Rachen,
Dreht e' kën der Erd,
Ech hä Gott beschert,
Ir set dem Deiwel.“

So tat der Jüngste auch; er ging in den Garten, und vor ihm stand ein hohes, glänzendes Schloß mit vielen Türmen und Fenstern. Vor der Türe aber lagen zwei Drachen, die sofort auf ihn zustürzten, als sie ihn erblickten. Doch er zuckte nicht einmal mit den Augen, sondern sprach seinen Vers:

„Drachen, dreht de Rachen,
Dreht e' kën der Erd,
Ech hä Gott beschert,
Ir set dem Deiwel.“

Sogleich blieben sie wie verzaubert stehen und ließen ihn ruhig eintreten. Als er in den Saal trat, saß gerade der König da, an einer glänzenden Tafel, mit der Königin und seinen zwei Töchtern, die so schön wie Sonne und Mond waren, so daß er sich an ihnen nicht sattsehen konnte und fast vergessen hätte, worum er eigentlich gekommen war. Da erblickte er gerade den Wundervogel in einem goldenen Käfig; er sang, daß es wie ferne Musik klang, und reine Perlen fielen von seinem Schnabel. Da erzählte er dem König von seinem kranken Vater und von dem Wundervogel, von dessen Gesang er immer auf eine Stunde von seinen Schmerzen befreit werde, und bat ihn zuletzt, er möge ihm den Vogel auf so lange mitgeben, bis sein Vater ganz gesund würde. Den König rührte seine Bitte, und er gab

ihm den Vogel samt dem goldenen Käfig mit. „Nimm ihn“, sagte er, „dies ist der Vogel Wehmus: trag ihn heim, und wenn dein Vater geheilt ist, bringe mir ihn wieder zurück.“

Froh ging er nun heimwärts. Der Aschenputtel erzählte dem Fuchs von all der Pracht, die er gesehen, und von den zwei schönen Königstöchtern, von denen er seine Augen kaum hatte wenden können. So gingen sie zwei Tage, und als sie am dritten schon in der Nähe der Heimat Aschenputtels waren, sagte der Fuchs: „Ich muß nun Abschied nehmen von dir, gehe immer den geraden Weg und hüte dich, daß du an keinen Graben gerätst, sonst wird man dich hineinstoßen. Solltest du aber meiner einmal bedürfen, so klatsche nur dreimal in die Hände und rufe: ‚Siweklach! Siweklach!‘“ Der Junge bedankte sich für seine Hilfe und verabschiedete sich von ihm. Da er aber in Gedanken war und immer an die zwei Königstöchter dachte, überhörte er die Warnung des Fuchses, kam vom rechten Weg ab und hatte sich bald verirrt.

Inzwischen hatten seine Brüder zu Hause große Angst, als sie sahen, daß der Aschenputtel nun schon den sechsten Tag nicht heimkäme, denn sie fürchteten, er werde den Wundervogel sicher bringen, und sie als die Stolzen, die Ältesten, würden zu schänden werden. Sie machten sich also auf, ihn zu suchen, und besprachen sich, wenn er den Vogel hätte, sollten sie ihm den nehmen, ihn umbringen und sagen, sie hätten den Vogel gefangen. So kamen sie denn bis in den Wald, an den tiefen Graben, wohin sich der Aschenputtel verirrt hatte. Hier hatten sie ihn bald gefunden. Trotzdem er schrie und jammerte, nahmen sie ihm den Vogel und stießen den armen Aschenputtel in einen Morast, in den er immer tiefer hineinsank, ließen ihn dort und kehrten heim. In seiner größten Not erinnerte er sich aber an den Fuchs, klatschte dreimal in die Hände und rief mit schwacher Stimme: „Siweklach, Siweklach!“

Da hörte der Fuchs den Jungen schreien, kam herzu und

sagte: „Hatte ich dir's nicht gesagt, du solltest auf dem geraden Weg bleiben? Nun hättest du hier umkommen können, wenn ich dich nicht gehört hätte. Sieh, ich stelle mich her auf diesen Graben und lasse dir meinen Schwanz in den Morast hinabhängen; ergreife ihn und sei ganz ruhig, so will ich dich herausziehen.“ — Der Junge gehorchte ihm auch, und mit schwerer Mühe zog ihn der Fuchs heraus. „So“, sagte er dann, „jetzt wasche dich und gehe heim und fürchte dich nicht vor deinen Brüdern. Daß du den Vogel gebracht hast, wird bald genug an den Tag kommen. Solltest du aber noch jemals meine Hilfe brauchen, so komm nur her und klatsche dreimal in die Hände und rufe: ‚Siweklach! Siweklach!‘, so will ich gleich bei dir sein.“

Damit lief der Fuchs in den Wald. Der Aschenputtel eilte froh und traurig zugleich nach Hause. Hier verspotteten ihn seine Brüder, als er eintrat, und fragten ihn höhnisch, ob er den Vogel nun gefangen hätte. Sie hätten ihn vor dem Aschenputtel gebracht. Da weinte dieser und erzählte seiner Mutter, wie seine Brüder so treulos an ihm gehandelt hätten. Sie wußte zwar nicht, ob sie ihm glauben sollte, als sie aber die Türe des Zimmers öffnete, wo sein kranker Vater lag, da schrie und jammerte dieser noch lauter als gewöhnlich, und der Vogel saß traurig da, ließ die Flügel hängen und wollte nicht singen. Als aber nun der Jüngste hereintrat und der Vogel ihn sah, schlug er mit den Flügeln, begann sofort zu singen, daß man die Perlen fallen sehen konnte, und der kranke Pfarrer sprang vom Bette auf und war von Stund an kerngesund. Da erkannten sie alle die Falschheit der zwei Ältesten, und weil sie ein böses Herz hatten, wollte der Pfarrer sie nicht länger um sich dulden, sondern jagte sie fort.

Der Vogel Wehmus blieb noch eine Woche in dem Pfarrhause. Da der Pfarrer steinggesund blieb, nahm ihn der Jüngste und wollte ihn zurücktragen. Als er in dem Walde angekommen war, klatschte er dreimal in die Hände und rief: „Si-

weflach! Siweflach!" Sogleich war der Fuchs zur Stelle, und so gingen sie beide dem fernen Königsschlosse zu. Auf dem Wege erzählte nun der Pfarrerssohn dem Fuchs wieder von der Schönheit der Königstöchter und bat ihn, er solle ihm helfen, die Jüngere zu gewinnen. Das versprach denn auch der Fuchs, und als sie an Ort und Stelle waren, sagte er: „Ich will mich in ein schönes Geschäft mit lauter goldenem und silbernem Geschmeide verwandeln, und du sollst darin der Kaufherr sein, wenn du aus dem Schlosse kommst. Für das andere laß nur mich sorgen.“ So geschah es auch. Der Fuchs trat vor dem Schloß einen Schritt vorwärts, einen rückwärts, überschlug sich einmal und sprach:

„Enen iwren,
Enen erif,
Mät zwänen dertif“

und im Augenblick stand ein wunderbares Geschäft mit Geschmeide aus Gold und Edelsteinen da. Froh ging der Pfarrerssohn in das Schloß und gab den Vogel Wehmus mit vielem Dank zurück. Die beiden Königstöchter aber begleiteten ihn bis zum Ausgang, und als sie das prachtvolle Geschäft sahen, traten sie ein und freuten sich noch mehr, als sie hörten, daß all diese Herrlichkeiten sein Eigentum seien. Aber kaum waren sie drinnen, so begann der Fuchs zu rennen, was er konnte, und das Geschäft war in kurzem weit fort von dem Königsschlosse. Erst spät bemerkten die Königstöchter, als sie alles betrachtet und manches gekauft hatten, daß sie in einer ganz unbekanntem Gegend wären, und betrübten sich tief, daß man sie so hintergangen hatte. Besonders die Ältere schrie und verwünschte den Kaufmann. „Du elender Betrüger, du Fuchs, du Zauberer“, jammerte und rief sie unter Tränen. Aber kaum hatte sie dies Wort gesagt, so war die Kaufhalle verschwunden, sie standen im grünen Wald, und neben dem Aschenputtel ein wunderschöner Prinz mit goldgelbem Haar. Er kniete vor der älteren Königstoch-

ter nieder und sagte: „Deine Worte haben mich erlöst aus schwerem Zauber. Habe Dank! Ein alter Zauberer, dessen Tochter ich nicht heiraten wollte, hatte mich auch entführt, und als ich ihn Betrüger und Fuchs gescholten hatte, so sagte er, ich solle denn ein Fuchs sein und bleiben bis auf den Jüngsten Tag, es sei denn, daß mich ein Mädchen mit meinen eigenen Worten erlöste. Nun bin ich frei und kann in mein Reich einziehen. Wenn du willst, so sollst du meine Gemahlin werden. Deiner Schwester aber und ihrem Bräutigam gebe ich die Hälfte meines Königreiches. Da sollen sie glücklich und in Freude herrschen.“ Sie staunten alle über diese plötzliche Umwandlung, nahmen aber das Anerbieten alle froh an. Sie zogen zurück in das Königschloß, brachten den Pfarrer und die Pfarrerin auch dorthin und feierten eine zweifache Hochzeit. Alle waren in dem höchsten Glück, bevoraus aber die zwei jungen königlichen Paare. Wenn wir auch dort gewesen wären, so hätten wir auch wenigstens einen Strämpel bekommen. Nach der Hochzeit zog dann jedes Paar in seine Residenz, und wenn es Menschen waren, leben sie heute noch dort, wenn sie nicht gestorben sind.

Das Märchen vom Pfarrer, der dreimal getötet worden war

In der Scheune sitzt die Familie an einem Haufen Mais, um ihn zu entblättern. Auch Nachbarn und Verwandte sind helfen gekommen. Unter mancherlei Gesprächen über die neuesten Ereignisse im Dorfe vergeht die Zeit. Die Uhr schlägt schon acht.

„Mutter“, beginnt eines der kleinern Kinder und gähnt, „ich bin schläferig, bis um wieviel sollen wir noch schälen?“

„Wart noch ein wenig, mein Herz, wir müssen noch aufbleiben und sehen, daß wir zu Ende kommen, wir haben hier noch viel zu tun. Willst du noch aufbleiben, wenn uns der Vater eine Märe erzählt?“

„Ja, Vater, erzählt nur“, rufen auch die anderen, „erzählt uns jetzt aber eine andere, nicht wieder die vom roten König.“

„So erzähle ich euch halt, weil ihr schon müde seid, eine kürzere, aber auch eine schöne. Schweigt nur still und tummelt euch, man kann auch hören und arbeiten.“

Nun fange ich an, und ihr schweigt still!

Es war also einmal ein armer Mensch, der hatte drei Söhne und wohnte am Ende der Gemeinde. Als er alt geworden war und den Tod kommen sah, rief er alle drei Söhne zu sich an das Bett und sagte: „Liebe Kinder, ich sehe, ich muß sterben. Ich will nun Frieden unter euch machen, daß ihr wißt, woran ihr euch zu gehalten habt. Ich bin zeit meines Lebens arm gewesen und kann euch nichts anderes hinterlassen als dies Haus und eine Kuh, benutzt alles gemeinsam und vertragt euch gut. Gott sei mit euch!“

Mit diesen Worten tat er die Augen zu und starb. Nach zwei Nächten wurde er begraben und kam in die Ruhe.

Seine Söhne suchten ja seinem Worte zu folgen und sich zu vertragen, aber wo dauert der Friede unter Geschwistern lang? Die beiden älteren waren stolz und hoffärtig und verachteten ihren jüngsten Bruder und hießen ihn immer nur Eschpodder. Dieser war aber gutmütig und ertrug ihren Spott mit Geduld.

Bald kamen die zwei ältesten wegen der Kuh in den Streit, und weil sie keinem ganz gehören konnte, beschloßen sie, jeder einen Stall zu bauen, und in den sie ginge, dem solle die Kuh gehören.

Da baute sich der älteste einen Stall aus Ziegeln, der mittlere einen aus Holz, der dritte aber zäunte sich einen aus grünen Weiden.

Als nun abends die Kuh aus der Herde kam, standen die drei Brüder in der Haustüre und waren neugierig, wohin die Kuh hineingehen würde. Sie sah in den Ziegelstall hinein und ging vor den buchlänen, aber auch hier brüllte sie nur

einmal und ging vor den Weidenstall. Da blieb sie stehen, fing an die Reiser zu benagen und die Blätter zu fressen, und zuletzt ging sie hinein und legte sich vor der Krippe nieder. Die beiden älteren Brüder traf beinahe etwas vor Ärger, und sie riefen zornig: „Niemals geben wir zu, daß die Kuh dem Eschpodder allein gehören soll. Auf dem Jahrmarkt wollen wir sie verkaufen und das Geld brüderlich in drei Teile teilen!“

Der Marktschelker Jahrmarkt war nicht mehr fern, und als er gekommen war, nahm der älteste die Kuh am Boingel und ging mit ihr auf den Markt. Aber das Vieh suchte sich nicht, und er verlangte viel zu viel, und so konnte er sie nicht verkaufen und mußte sie zurückbringen.

Sie warteten nun noch, und am Städter (Hermannstädter) Jahrmarkt machte sich der Mittlere mit ihr auf, vielleicht hätte er besseres Glück und könnte sie zu Geld machen. Aber es ging ihm wie seinem älteren Bruder, wieviel er sich auch Mühe gab, er konnte sie nicht verkaufen.

Es kam der Salzburger Jahrmarkt. Da sagte der jüngste Bruder, nun wolle er sein Glück versuchen und mit ihr auf den Jahrmarkt gehen.

„Grade du, Eschpodder, wirst sie verkaufen, wenn wir es nicht imstande gewesen sind! Denk nicht einmal daran, daß wir dir die Kuh lassen!“ schrien seine beiden älteren Brüder.

Doch er bat sie so lange, bis sie endlich nachgaben und ihn ziehen ließen!

Spät nur machte er sich auf, und als er in die Wiesen kam, begegneten ihm Leute, die schon von Salzburg zurückkehrten.

„Gott helf euch!“ grüßte er sie. „Wie gehen die Kühe auf dem Jahrmarkt?“

„Mit dreien“, antworteten die Leute und trieben lachend weiter.

„Mit dreien?“ dachte er. Er überlegte sich die Sache nicht lange, nahm eine Axt und hieb ihr einen Fuß ab.

Die Kuh konnte sich kaum noch schleppen.

Wieder begegneten ihm heimkehrende Jahrmarktsleute, und auch diese fragte er: „Wie gehen die Kühe auf dem Jahrmarkt?“

„Auf zweien“, antworteten diese, als sie die dreifüßige Kuh sahen, und zogen lachend weiter.

„So?“ dachte er, „auf zweien?, dem wollen wir schon helfen“, nahm die Art und hieb ihr noch einen Fuß ab.

Die arme Kuh brüllte laut auf und fiel nieder. Sie konnte nicht mehr stehen, geschweige denn weitergehen.

Was sollte er nun mit ihr anfangen? Es war schon Nacht geworden, und der Mond kam hinter dem Hedel heraus. Ein kühler Wind hatte sich erhoben und fing heftig zu blasen an.

Die Kuh lag im Verenden.

„Zu Hilfe, ich armer Mensch! was soll ich nun mit dieser Kuh anfangen?“ rief er in seiner Angst und Verlassenheit. „Wenn ich ohne sie und ohne Geld heimkomme, schlagen mich meine Brüder tot!“

„Krza! krza! krza! krza!“ klang es da aus der Nähe; der Wind schüttelte eine alte Weide.

„Was?“ rief er, „Ihr wollt die Kuh kaufen?“

„Krza! krza!“ antwortete die Weide.

„So? was gebt Ihr darum?“

„Krza! krza!“

„Sechshundert Gulden? Es ist ja wenig genug, aber ich will mit Euch nicht handeln. Wann soll ich um das Geld kommen?“

„Krza! krza!“

„Über drei Wochen? Es ist zwar lang, aber bis hin will ich noch warten. Das aber laßt Euch gesagt sein, wenn Ihr dann nicht zahlen wollt, hauen wir Euch nieder. Hier lasse ich Euch die Kuh. Ich wünsche eine geruhlsame Nacht!“

„Krza! krza!“ erwiderte die Weide.

Mit leichtem Herzen machte er sich auf den Heimweg und

freute sich, daß er die Kuh so teuer verkauft hatte. Daheim aber wurde er übel empfangen, als er erzählte, er habe der Kuh zwei Füße abgehauen und sie dann einer alten Weide verkauft.

„Ich hab ja immer gesagt“, meinte zornig der ältere Bruder, „daß du nichts verstehst und in die Asche gehörst. Jetzt hast du uns auch noch um die Kuh gebracht, aber warte, wenn du uns in drei Wochen das Geld nicht zur Stelle schaffst, so geht es dir übel. Ach weh, wir armen Leute!“

„So wartet noch drei Wochen“, entgegnete der Jüngste, „so werdet ihr ja sehen, daß ich nicht gelogen habe.“

Es verging die erste Woche, es verging die zweite, und langsam kam auch die dritte heran. Als der letzte Tag da war, nahmen sie sich einen Wagen, legten Säcke und Ärte darauf und fuhren die Straße hinab in die Wiesen.

Es war Abend. Wieder schien der Mond, und der Wind wehte. Sie waren bei der Weide angekommen.

„Heute sind drei Wochen um“, fing der Jüngste an, „und wir sind um das Geld für die Kuh gekommen. Willst du nun zahlen?“

„Krza! krza!“ knarrte die Weide.

„Was? Ihr wollt nicht zahlen? Ich sage es noch einmal im Guten, und wenn Ihr nicht hört, hauen wir Euch nieder.“

„Krza! krza!“ antwortete die Weide.

„So? Es ist ja dann gut!“ schrie er, nahm die Axt und gab ihr einen Schlag, daß die Splitter flogen.

Da klirrte es plötzlich in der Weide, und reines Gold fiel in Stücken heraus.

„Also, Ihr wollt doch zahlen?“ fragte der Jüngste. „Es ist halt doch besser, wenn man sich im Frieden verkommt.“

Schnell sammelten sie das Gold in Säcke, und als darin nicht alles Platz fand, warfen sie es in den Wagen, deckten es mit Spänen zu und fuhren schön langsam heimwärts.

Es wird gegen neun Uhr gewesen sein, als sie zu Hause anlangten. Sie luden die Säcke ab und trugen sie ins Zim-

mer hinein. Als sie nun das Geld teilen sollten, schickten sie den Jüngsten zum Herrn Pfarrer um ein Viertel, und der Älteste sagte noch zu ihm: „Geh nun schnell, sag aber nicht, wir sollten Geld messen!“

„Nein, nein“, erwiderte dieser und sprang fort.

Als er in das Pfarrhaus eintrat und seine Bitte vorbrachte, rief die Pfarrerin, die in der Küche war, in das Studierzimmer hinüber: „Du Seppi, komm ein wenig heraus! Es ist ein Bursche hier, der möchte das Viertel haben.“

„Ah!“ rief der Pfarrer, und er war noch kaum auf der Türschwelle, „was sollt ihr denn mit dem Viertel messen?“

„Ich hab zu bitten, Wohllehrwürdiger Herr Vater, wir sind arme Leute“, antwortete dieser, „und mein ältester Bruder sagte, wir sollten nicht Geld messen.“

„Na, das weiß ich ja, daß ihr kein Geld zum Messen habt, hahahaha!“ lachte der Pfarrer. — „Apoi du-te tu Susana, si adă-i ferdăla la fiçioru esta.“¹

Die Magd bringt das Viertel, er wünscht eine geruhlsame Nacht und eilt heim.

„Du Pepi“, sagt der Pfarrer zu seiner Frau, „was sollten denn diese armen Teufel mit dem Viertel messen? Ich kann mir es nicht denken. Ich muß doch gehen und sehen.“ Damit drückt er sich sein Studierkännchen in den Kopf und springt die Treppen hinunter, daß er fast den Knecht, der Holz bringt, umgerannt hätte.

Jener war eben zu Hause eingetreten, und besorgt, daß er wieder etwas verkehrt angestellt, fragen ihn seine Brüder, wie er zum Herrn Pfarrer gesagt habe. „Ich sagte ihm halt“, antwortete dieser, „wir sollten nicht Geld messen.“

„Na, da haben wir es“, rufen beide erzürnt, und im selben Augenblick sieht der Mittlere nach dem Fenster. Da stand auch schon der Herr Pfarrer mit dem Studierkännchen auf und schaute neugierig herein! Fast hätte ihn der Schlag vor

¹ „Geh also du, Susanne, und gib diesem Burschen das Viertel.“

Schrecken getroffen, als er den schwarzen Mann draußen hereingucken sah. ‚Sieh, da steht er schon und sieht uns zu! Wir armen Leute, wir sind verloren! Aschenputtel! Aschenputtel! An all dem bist du schuld!‘

‚Laß es nur auf mich!‘ sagte dieser leise; ‚ich will ihm das Lauern auf immer vertreiben!‘ Er öffnete die Thür, ging zum Thor, erfaßte den Hebebaum, machte die Gassentüre auf und versetzte dem Pfarrer einen solchen Schlag auf das Köppchen, daß er tot zu Boden stürzte.

‚Ach Gott!‘ riefen die beiden andern, als er hineingegangen war und erzählte, was er getan habe: ‚Du hast uns nun zu den unglücklichsten Menschen gemacht, und man wird uns allen dreien das Leben nehmen!‘

Der Älteste kam zuerst zur Besinnung, eilte hinaus und zog den toten Pfarrer in den Hof, dann ging er in die Stube, und sie teilten das Geld brüderlich bis auf das letzte Stück.

Was sollte nun aber mit dem ermordeten Pfarrer geschehen? Sie berieten sich hin und her, und schließlich sagte der Älteste: ‚Ich hab es. Unser Nachbar hat jetzt reife Kroneräpfel; auf den Baum, wo die schönsten sind, sollen wir ihn leicht anbinden, und dann geben wir ihm einen Apfel in die Hand, daß es aussieht, als ob er esse. Kommt dann unser Nachbar nachzusehen und findet diesen oben, wird er ihn sicher herunterschlagen und denken, er habe ihm das Wasser gemacht.‘

Gesagt, getan.

Der Mond scheint hell, und nach Mitternacht erwacht die Frau des Nachbarn und sagt zu ihrem Manne: ‚Hör, Hans, steh auf und geh und sieh, wie steht es mit den Kroneräpfeln; ich höre, der Wind geht stark, und leicht kann jemand stehlen kommen.‘ Der Mann steht auf und geht in den Garten. Die Äpfel liegen dicht im Grase, und ächzend biegen sich die Äste, so schüttelt sie der Wind. Da kommt er auch unter den dicken Kronerapfelbaum. Wie er hinauffieht und dort

jemanden wahrnimmt, der gerade in den dicksten Apfel beißt, da erholt er sich schnell von seinem Schreck und ruft hinauf: ‚Was tust du dort, he? Wer bist du? Sieh, daß du herabkommst, sonst will ich dir helfen, Äpfel stehlen! Hörst du nicht? Na, ich werde dich ja reden lehren!‘

Der oben aber läßt sich nicht stören, sondern ist ruhig weiter; ja er droht ihm noch mit der andern Hand. ‚Was, du willst einem auch noch drohen? Na warte, du Elender!‘, damit schleudert er einen abgebrochenen Ast gegen ihn und trifft ihn so unglücklich, daß er herunterfällt und auch gleich tot liegenbleibt.

‚O Christ, komm mir zu Hülfe!‘ ruft er, als er ihn näher betrachtet, ‚ich habe unsern Wohllehrwürden totgeschlagen! Was soll ich nun anfangen, ich armer Mensch, ich!‘

Doch Trenj, seine Frau, weiß guten Rat.

‚Morgens, wenn die Kühe gewannen‘, sagte sie zu ihm, ‚dann gehst du auf das Wisken hinter unseren Garten, wo des Herrn Pfarrers Pferde fitteren; auf das Füllen, das wilde, bindest du ihn an und jagst es mit ihm heim.‘

Kaum war der Tag angebrochen, stand der Nachbar schon auf der Wiese, und als er seine Arbeit vollbracht hatte, versetzte er dem Füllen noch einen Schlag und ließ es nach Hause galoppieren.

Vor der Gassentüre stand gerade die tugendsame Frau Mutter und sah den Kühen nach, die sie eben in die Herde getrieben hatte. Da sieht sie erstaunt ihren Mann auf dem wilden Tiere herangesprengt kommen und bricht in die Worte aus: ‚Ach Herr Jesus, Herr Jesus! du alter Esel! Wer hat dich denn auf das Füllen hinaufsteigen machen? Du kannst halt nie von deinen Albernheiten lassen, trotzdem du schon so alt geworden bist!‘ Doch der Herr Pfarrer ist bald vor der Türe, und noch immer mäßig er den Gang nicht. Da erschrickt sie und ruft: ‚Aber Seppi, Seppi, ich bitte dich um Christi willen, komme doch nicht so gerannt, du schlägst dich ja tot!‘ Doch er hört nicht, das Füllen stürzt

hinein und der Pfarrer schlägt sich oben an der Türe so heftig den Kopf an, daß er tot herniederstürzt.

„Ach, ich armer Mensch“, klagt die Pfarrerin, „hatte ich dir es denn nicht gesagt, Seppi, Seppi!“

Der Wolf und der Fuchs beim Kürschner in der Beize

Der Fuchs. Nicht wahr, Gevatter, es liegt sich hier so sanft, so ruhig; wir müssen im Paradiese sein! Aber saget mir, wie kommt Ihr denn her?

Der Wolf. Weiß der blaue Teufel! Ich hatte meinen Hunger, lief damit in die Schafherde, packte mir ein schönes, junges Lämmchen und eilte fort. Da fielen die Hunde über mich her; doch erwehrte ich mich ihrer, biß zwei zusammen und kam glücklich in den Wald. Jetzt glaubte ich an keine Gefahr mehr; siehe, da blies nur einmal einer in ein Rohr, daß es rauchte; sogleich kitzelte es mich auch in dem Kopfe, ich bekam Schwindel, verlor das Bewußtsein, und von der Zeit an bis jetzt weiß ich nicht mehr, was mit mir geschehen. Aber wie kommt Ihr denn her? Laßt hören!

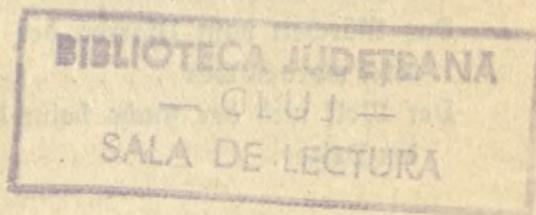
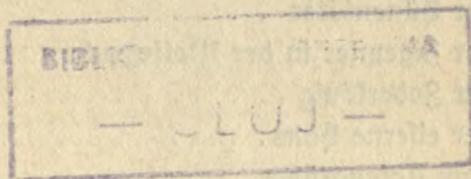
Der Fuchs. Weiß Gott, durch die Falschheit und Undankbarkeit eines Bauern. Es waren auf einem Hofe zwölf schöne Hühner; neun hatte ich mir davon geholt. Der böse Bauer hatte umsonst seine Hunde auf die Wache gestellt und mir Fußeißen gelegt; er bekam mich nicht. Ich wollte mir jetzt nur noch das zehnte Huhn holen; zwei wollte ich bei Gott dem Bauern lassen, den Hahn und eine Henne; daß er Nachzucht hätte. Aber siehe da, der Boshafte und Undankbare; er hatte sich selbst — o der Bauer ist des Teufels! — denkt Euch nur, in den Hühnerstall auf die Lauer gestellt und die Hunde und Fallen entfernt. Ich Törichter gehe bis zum Stalle behutsam fort und spüre und lausche hin und her und sehe keinen Hund, keine Falle. Als ich glücklich bis an die Öffnung zum Hühnerstall gekommen, war ich weiter sorgelos

und springe blind hinein und — dem Kufelure (Paßauf) gerade in die Arme. Auf einmal fühlte ich meine Kehle beengt, wie bei einer bösen Halsentzündung, und verlor sogleich die Besinnung. Was weiter bis jetzt mit mir geschehen, weiß ich nicht.

Der Wolf. Euch ist nur recht geschehen; Ihr leidet für Eure Sünden; aber was hatte ich denn jenem Manne im Walde getan?

Der Fuchs. Schweigt Ihr, Vielfracß, Nimmersatt; Euch ist recht geschehen; Ihr seid ja der große Mörder, Dieb! — aber ich Unschuldiger! — —

Der Streit wäre jetzt arg geworden und bald hätten sie sich derb die Wahrheit gesagt und einander zerzaust. Da trat der Kürschner zum Glück ein — und beide verstummten.



Inhalt

Vorwort von Heinrich Zillich	5
Der Knabe und die Schlange	7
Der Erbsenfinder.	15
Der Zigeuner und die drei Teufel.	19
Die tauben Hirten	23
Das Rosenmädchen.	25
Die versteckte Königstochter	30
Die drei Brüder und der Hüne	34
Der Hünentöter	42
Der Zigeuner in der Wolfsgrube	50
Der Sederkönig	52
Der eiserne Hans.	56
Vom Totengräber	60
Der Vogel Wehmus	62
Das Märchen vom Pfarrer, der dreimal ge- tötet worden war	70
Der Wolf und der Fuchs beim Kürschner in der Beize	78

2795/18



28



